

www.e-rara.ch

Weltgeschichte für das deutsche Volk

Schlosser, Friedrich Christoph

Frankfurt a. M., 1844-1857

ETH-Bibliothek Zürich

Shelf Mark: Rar 38682

Persistent Link: <https://doi.org/10.3931/e-rara-88576>

III. Deutschland und Italien von Albrecht's I. Tod an bis auf Pabst Urban V. Erste Abtheilung.

www.e-rara.ch

Die Plattform e-rara.ch macht die in Schweizer Bibliotheken vorhandenen Drucke online verfügbar. Das Spektrum reicht von Büchern über Karten bis zu illustrierten Materialien – von den Anfängen des Buchdrucks bis ins 20. Jahrhundert.

e-rara.ch provides online access to rare books available in Swiss libraries. The holdings extend from books and maps to illustrated material – from the beginnings of printing to the 20th century.

e-rara.ch met en ligne des reproductions numériques d'imprimés conservés dans les bibliothèques de Suisse. L'éventail va des livres aux documents iconographiques en passant par les cartes – des débuts de l'imprimerie jusqu'au 20e siècle.

e-rara.ch mette a disposizione in rete le edizioni antiche conservate nelle biblioteche svizzere. La collezione comprende libri, carte geografiche e materiale illustrato che risalgono agli inizi della tipografia fino ad arrivare al XX secolo.

Nutzungsbedingungen Dieses Digitalisat kann kostenfrei heruntergeladen werden. Die Lizenzierungsart und die Nutzungsbedingungen sind individuell zu jedem Dokument in den Titelinformationen angegeben. Für weitere Informationen siehe auch [Link]

Terms of Use This digital copy can be downloaded free of charge. The type of licensing and the terms of use are indicated in the title information for each document individually. For further information please refer to the terms of use on [Link]

Conditions d'utilisation Ce document numérique peut être téléchargé gratuitement. Son statut juridique et ses conditions d'utilisation sont précisés dans sa notice détaillée. Pour de plus amples informations, voir [Link]

Condizioni di utilizzo Questo documento può essere scaricato gratuitamente. Il tipo di licenza e le condizioni di utilizzo sono indicate nella notizia bibliografica del singolo documento. Per ulteriori informazioni vedi anche [Link]

III. Deutschland und Italien von Albrecht's I. Tod an bis auf Pabst Urban V.

Erste Abtheilung.

1. Deutschland und die Schweiz bis auf Heinrich's VII. Römerzug.

In den Urkantonen der Schweiz oder in den drei Waldstädten Schwyz, Uri und Unterwalden hatten die Einwohner als einfache Hirten ihre Freiheit behauptet, und die drei Kantone waren durch alte Freundschaft mit einander verbunden. Sie standen unmittelbar unter dem Kaiser, in dessen Namen ein Reichsvogt die Blutgerichtsbarkeit bei ihnen verwaltete, und hatten seit der Zeit des Kaisers Otto IV. die Grafen von Habsburg als ihre Schutzherrn angenommen. Von Rudolf und Adolf waren sie in ihren Rechten geschügt worden; seit aber Albrecht I. Kaiser geworden war, geriethen sie zugleich mit diesem und mit der benachbarten Ritterschaft in einen gefährlichen Kampf, dessen Ausgang nicht blos für die Schweiz und das deutsche Reich, sondern auch für Italien und Frankreich die wichtigsten Folgen hatte. Albrecht suchte nämlich ebenso, wie er in den österreichischen Landen eine Art ritterlicher Militärmonarchie einführte, auch die freien Hirten unter die Willkürherrschaft der Gewalt zu beugen, und zu gleicher Zeit hoffte der in den Urkantonen und um dieselben wohnende Adel, gleich der Ritterschaft anderer deutschen Länder, den arbeitenden Theil des Volkes seiner höchsten Rechte zu berauben und in deutsche unter-

thänige Bauern zu verwandeln. Glücklicher Weise jedoch gab es im Lande der Waldstädte ebenso, wie in den deutschen Gauen Friesland und Dithmarschen, eine Anzahl begüterter Familien von bedeutendem Ansehen, welche nicht zum Ritterstande gehörten und auch nicht dazu gehören wollten; diese vereinigten sich mit den angesehensten Hirten, um die Versuche des Kaisers und einer ihren Thälern größtentheils fremden Ritterschaft zu vereiteln. Ihre Verbindung ward durch die alte Freundschaft zwischen den drei Kantonen, der Kampf gegen den Kaiser und die Ritter aber durch die Unzugänglichkeit des Landes erleichtert. Auf diese Weise entspann sich fast zu derselben Zeit, als die Dithmarschen, und fünfzig Jahre später, als die Nordfriesen in ihren Morästen gegen die benachbarte Ritterschaft für ihre Freiheit kämpfen mußten, ein ähnlicher Kampf in den Gebirgen der Schweiz (s. S. 56 u. S. 66 f.). Hier wie dort erlag die Ritterschaft dem rüstigen Arme der wackeren Hirten und Bauern; in der Schweiz erhielt aber dieser Krieg dadurch eine weltgeschichtliche Bedeutung, daß die wiederholten Kämpfe mit der schwergerüsteten, berittenen Ritterschaft die schlecht bewehrten Landleute zur Bildung eines geübten und tapferen Fußvolkes veranlaßten, welches, der Ritterschaft überlegen, nicht blos daheim die Freiheit schützte, sondern bald nachher auch sich dem Meißbietenden in Sold gab, um sie auswärts zu unterdrücken.

Albrecht hatte die Privilegien der Urkantone weder bei seinem Regierungsantritt bestätigt, noch kümmerte er sich nachher im geringsten um sie. Er forderte vielmehr die freien Hirten geradezu und mit drohenden Worten auf, sich als Unterthanen unter den Schutz und die Herrschaft des Hauses Habsburg zu stellen, drang ihnen Landvögte auf, und gestattete diesen eine willkürliche Bedrückung des Volkes und des im Lande sesshaften Adels, der sich nicht, wie die blos mit Jagd und Krieg beschäftigte Ritterschaft anderer deutschen Länder, vom Volke losgesagt hatte, sondern durch dasselbe und in demselben Ansehen suchte. Die Gewaltthätigkeit des Kaisers und seiner Vögte rief endlich im Jahre 1307, als Albrecht in Böhmen beschäftigt war und eine kurz zuvor in Thüringen erlittene Niederlage noch nicht verschmerzt hatte (s. Th. VII. S. 452 f.), einen förmlichen Aufstand hervor. Dies ist im Allgemeinen der Gang, den die Dinge, soweit sie klar zu erkennen sind,

damals in den Urkantonen nahmen; die Sage berichtet aber außerdem noch manche Einzelheiten, deren Wirklichkeit sehr zu bezweifeln ist. Ja, Vieles davon, wie die Erzählungen von Wilhelm Tell (s. Th. V. S. 259 f.) und von der Tyrannei der Landvögte Hermann Gessler von Bruneck und Beringer von Landenberg, gehört sogar offenbar nur der Dichtung und der dichterischen Geschichte an. Der Überlieferung nach vereinigten sich im November 1307 die drei angesehensten Männer der Urkantone, Walthar Fürst von Uri, Werner Stauffacher von Schwyz und Arnold an der Halden aus dem Melchthal in Unterwalden, mit je zehn Landleuten, welche in ihren verschiedenen Thälern den größten Einfluß hatten, auf der Bergwiese Rütli am Vierwäldstädter-See, und verabredeten den Plan, die Landvögte zu vertreiben und die übermüthige Ritterschaft zu demüthigen. Ihnen schlossen sich viele edle Geschlechter des Landes an, welche wegen ihrer Widersegligkeit gegen die österreichische Herrschaft von Albrecht und seinen Vögten gehaßt und verfolgt wurden. Diese Männer waren nachher Führer des ungeübten Landvolkes, als dasselbe die Feinde der Volksfreiheit in ihren Burgen angriff. Am Neujahrstag 1308, als dem zum Ausbruch verabredeten Tag, wurden überall die Burgen erstürmt, die Vögte und Ritter aus dem Lande getrieben und sieben Tage später der alte Bund der drei Kantone oder die sogenannte Eidgenossenschaft zur Vertheidigung und Erhaltung der alten Verfassung erneut.

Bald nachher kam Albrecht nach Schwaben, um einen neuen Zug gegen die Böhmen zu rüsten. Er beschloß sogleich eine harte Züchtigung der trozigen Bergbauern in der Schweiz, erregte aber, als er dem Bischof von Basel nicht allein die Belehnung verweigerte, sondern auch eine Fehde ankündigte, unter demselben brutalen und räuberischen Adel von Schwaben, dessen er sich seither in seinen Kriegen bedient hatte, Besorgnisse wegen seiner weiteren Absichten. Die Unzufriedenen schlossen sich an den jungen Johann von Schwaben, den Sohn von Albrechts verstorbenem Bruder Rudolf, an, der seinem Oheim und Vormund grollte, weil dieser ihm ungeachtet wiederholter Bitten das väterliche Erbe in Schwaben vorenthielt. Johann und eine Anzahl schwäbischer Ritter, von denen uns jedoch nur vier junge Männer, Konrad von

Tegernfeld, Walthar von Eschenbach, Ulrich von der Baln und Rudolf von der Wart, genannt werden, machten eine förmliche Verschwörung, und die Letzteren faßten mit Johann den Beschluß, den Kaiser zu ermorden, wenn er sich noch einmal weigere, seinen Neffen zu befriedigen. Albrecht ward von einem mitverbündeten Ritter, den sein Gewissen zu einem Bekenntniß bei seinem Beichtvater getrieben hatte, gewarnt; er verschmähte aber die Warnung und rüstete sorglos seinen Rachezug gegen die Schweizer. Seinen Neffen suchte er vergebens durch Freundlichkeit zu gewinnen; der heftige junge Mann ward vielmehr unversöhnlich gegen seinen Oheim erbittert, als dieser ihn auf die zu hoffende Eroberung von Meissen vertröstete, und sogar die Fürsprache des Erzbischofs von Mainz, Peter Michspalter, der mit den Feinden des Kaisers in Verbindung gestanden zu haben scheint, unberücksichtigt ließ. Jetzt führten Johann und seine Mitverschworenen die beschlossene That aus, obgleich sie gar keine Aussicht hatten, irgend einen Vortheil aus derselben ziehen zu können. Sie sprangen, als Albrecht am 1. Mai 1308 auf dem Weg von Baden nach Rheinfelden über die Reuß setzte, zugleich mit ihm in die Fährre, trennten ihn dadurch von seinem Gefolge, ritten dann, als sie jenseit gelandet waren, allein mit ihm durch ein Saatsfeld weiter, und tödteten ihn auf meuchelmörderische Weise. Sie ergriffen sogleich die Flucht, und beschloßen ihr Leben auf klägliche Weise in der Verbannung; nur Rudolf von der Wart, der nicht Hand mit angelegt, sondern unthätig zugeesehen hatte, ward gefangen und auf so grausame Weise hingerichtet, daß er erst nach drei Tage langen Schmerzen starb. Der Schuldigste von Allen, Johann, irrte lange verkleidet umher, bis er eine Zuflucht in dem Augustiner-Kloster zu Pisa fand, wo er als Mönch starb. Des ermordeten Kaisers Tochter, die fromme Königin Agnes von Ungarn (s. Th. VII. S. 448), und sein Sohn Leopold I. nahmen im Schmerz über den Verlust ihres Vaters blutige Rache, und ließen nicht nur die Verwandten der Mörder, sondern auch viele hundert unschuldige Kriegsknechte und Diener derselben umbringen.

Albrecht's Erbe in Osterreich und Schwaben fiel an seine fünf Söhne, von welchen die beiden ältesten, Friedrich der Schöne und Leopold I., vorerst für ihre drei jüngeren Brüder, Albrecht,

Heinrich und Otto, die Verwaltung des Ganzen übernahmen, obgleich alle fünf als Landesfürsten betrachtet wurden. Die Kaiserwürde dagegen ward einem anderen Hause zugewendet. Albrecht war nämlich den deutschen Fürsten zu mächtig gewesen, Friedrich und Leopold hatten daher die beiden Erzbischöfe des Reichs, Peter Nischpalter von Mainz und Balduin von Trier aus dem Hause der Grafen von Luxemburg, gegen sich, und da sie überdies noch mit Böhmen, Württemberg und Baiern in Streit lagen, so sahen sich die deutschen Fürsten nach einem anderen Manne für den Kaiserthron um. Der Pabst Clemens V., König Philipp IV. von Frankreich, die Guelfen und das Haus Anjou in Italien, sowie viele kleine Herren in Deutschland suchten aus der Erledigung des deutschen Kaiserthrones und den damit verbundenen Streitigkeiten Nutzen zu ziehen; es war daher ein Glück für Deutschland, daß die beiden Erzbischöfe von Mainz und Trier sechs Monate nach Albrecht's Tod durch vereinte Bemühung die Erwählung eines tüchtigen Mannes durchsetzten. Dieser Mann war der Graf Heinrich von Luxemburg, dessen Familie an der Maas, an der Mosel und am Niederrhein ebenso angesehen und durch Verwandtschaft mächtig war, als das habsburgische Haus am Oberrhein, an der Neuß, an der Aar und im Elsaß. Auch hatte sich Heinrich als Graf von Luxemburg durch persönliche Eigenschaften und durch ritterliche Thaten nicht weniger ausgezeichnet, als Rudolf von Habsburg vor seiner Wahl. Außerdem war von den genannten beiden Erzbischöfen der Eine, Balduin von Trier, sein Bruder, der Andere, Peter Nischpalter von Mainz, sein Freund und ehemaliger Diener. Der Letztere besaß eine große diplomatische Gewandtheit, und da er überdies weder ein ängstliches Gewissen noch ein zartes Ehrgefühl besaß, so war er ebenso sehr zur Durchsetzung der beschlossenen Wahl geeignet, als er nachher dem Gewählten in seinen politischen Unterhandlungen sich nützlich zeigte. Das hatte er schon früher bewiesen, als er das Bisthum Basel erhalten hatte und von dem Grafen Heinrich nach Frankreich geschickt worden war, um seinem Bruder Balduin, der damals erst zwanzig Jahre alt war und noch in Paris studirte, das erledigte Erzbisthum Mainz zu verschaffen. Peter hatte dieses Bisthum für sich selbst zu erlangen gewußt, und dagegen bald

nachher, um Heinrich zu versöhnen, dem jungen Balduin für eine Summe Geld das Bisthum Trier vom Pabst erkaufte. Auch das, was oben bei Gelegenheit von Albrecht's Ermordung bemerkt ward, sowie der Umstand, daß Albrecht's Wittve nachher den Erzbischof Peter beim neuen deutschen Könige förmlich der Mitwissenschaft dieses Verbrechens anklagte, zeigt deutlich, wie wenig geistliche Gewissenhaftigkeit Peter besaß. Ubrigens war Peter's und Balduin's Eifer bei Heinrich's Wahl keineswegs uneigennützig; denn Heinrich mußte Beiden ihre Bemühungen mit Reichsgut bezahlen und dem Bischof von Mainz noch außerdem die Summe ersetzen, welche dieser dem Pabste von der Erkaufung des Bisthums Trier her schuldig war. Der Pabst selbst unterstützte die beiden Bischöfe bei der Erwählung des neuen Königs, obgleich er dies nur mit großer Vorsicht thun konnte, weil Philipp IV. von Frankreich seinen Bruder, Karl von Valois, auf den deutschen Thron zu bringen suchte, und den Pabst nöthigte, sich bei den Deutschen für diesen zu verwenden. Clemens wollte den französischen König nicht noch mächtiger machen helfen, und nahm, da er ganz in dessen Gewalt war, seine Zuflucht zur Verstellung. Er versprach einerseits dem Könige, die Absichten seines Bruders zu befördern, und trieb andererseits die Kurfürsten insgeheim zur schleunigen Erwählung Heinrich's an. Unter solchen Umständen ward Heinrich von Luxemburg, der als Kaiser Heinrich VII. genannt wird, im November 1308 erwählt.

Die erste Sorge des neuen Kaisers war, den Deutschen zu zeigen, wie wohlthätig die gesegliche Macht eines Monarchen in einem Lande sei, wo in den letzten Zeiten die Herren und Ritter zu Räubern, die Städte zu Republiken geworden waren. Er war durch persönliche Eigenschaften, auf welche damals außerordentlich viel ankam, ebenso sehr wie Rudolf von Habsburg ausgezeichnet, und wußte, wie dieser, durch ritterliche Vorzüge und durch Freundlichkeit dem kaiserlichen Ansehen wieder aufzuhelfen. Gleich nach seiner Krönung machte er eine Reise am Rhein herauf durch Schwaben und Franken. Er fand auf dieser Reise die Städte Straßburg und Zürich bevölkerter, als sie gegenwärtig sind, sowie Ulm, Augsburg und Nürnberg in lebhaftem Handelsverkehr mit Italien und in Rücksicht des bürgerlichen

Zustandes und der Wohlhabenheit den italiänischen Städten vergleichbar, die eigentlich schwäbischen Städte aber von den Grafen von Württemberg und Baden hart bedrängt. Er bemühte sich so- gleich, überall Recht und Gerechtigkeit wieder herzustellen. Die Städte erinnerte er, daß sie kaiserliche Städte seien, den drei Waldstädten gab er ihre alten Rechte und Freiheiten zurück und knüpfte sie dadurch wieder an das Reich; vor allen Dingen aber suchte er gegen den Grafen Eberhard, der schon seit mehreren Jahrzehnten als Raubtyrann in Schwaben gehaust hatte (s. Th. VII. S. 429), sein Ansehen geltend zu machen. Er entbot ihn zugleich mit den österreichischen Herzögen auf den nach Speier aus- geschriebenen Reichstag, den Einen, um sich vor dem kaiserlichen Gericht zu stellen, die Anderen, um sich die noch nicht empfangene Belehrnung ertheilen zu lassen. Dieser erste Reichstag Heinrich's (Herbst 1309) ward nicht bloß von den Deutschen zahlreich be- sucht, sondern auch Guelfen und Ghibellinen Italiens erschienen, um des neuen deutschen Kaisers Hülfe anzusprechen. Eberhard von Württemberg, welcher in Begleitung seiner ritterlichen Raub- genossen nach Speier kam, schied in Unfrieden vom Kaiser und ward geächtet. Die österreichischen Herzöge, die sich durch Heinrich's Erwählung hintangesetzt sahen, söhnte der Kaiser durch Freund- lichkeit mit sich aus, indem er dabei zugleich seinen eigenen Vor- theil auf kluge Weise zu verfolgen wußte. Er belehnte sie nicht nur mit den habsburgischen Ländern, sondern er begünstigte auch ihnen zu Gefallen mehr, als recht und billig war, die Verfolgung der Unglücklichen, die man in das Schicksal von Albrecht's Mör- dern verwickelte; denn er gestattete den Herzögen die Vollziehung der gegen diese ausgesprochenen Achtserklärung, und veranlaßte dadurch die oben erwähnten grausamen und blutigen Scenen. Dafür gaben die Herzöge ihren Anspruch auf Böhmen auf, zahl- ten ihm eine Summe Geld, deren er sehr bedurfte, und verspra- chen, daß einer von ihnen mit zweihundert Rittern ihn auf seinem Römerzuge begleiten wolle. Den in Speier erschienenen Italiänern, welche ihn dringend um Beschleunigung seines Römerzuges baten, und unter denen die Gesandten des Ghibellinen Matthäus Vis- conti (s. Th. VII. S. 389 ff.) und seines Gegners Guido della Torre, sowie der aus Brescia vertriebene Guelfe Tebaldo von

Bruffati die bedeutendsten waren, versprach er die Erfüllung ihrer Bitte, weil er mit dem Gelde des reichsten Landes in Europa den Glanz der kaiserlichen Würde aufrecht zu erhalten wünschte.

Weit glänzender als dieser erste Reichstag war der zweite, welchen Heinrich nach einer neuen Reise durch Schwaben und Franken in Frankfurt am Main hielt (1310). Hier ward hauptsächlich über die böhmischen Angelegenheiten berathschlagt. In Böhmen hatte der Herzog Heinrich von Kärnthen als Gemahl von Wenzel's III. älterer Schwester sich in den Besitz der königlichen Macht gesetzt (s. Th. VII. S. 450); er drückte und quälte aber die Bewohner des Landes, zog mit Hintansetzung der slavischen Herren seine deutschen Ritter hervor, riß das Silber und Gold der reichen Erzgruben an sich, um es nach Kärnthen bringen zu lassen, und wollte endlich seiner Schwägerin, der männlichen Elisabeth, einen Gemahl aufdringen, von welchem er nichts zu fürchten hätte. Elisabeth weigerte sich dessen, und wurde dafür ins Gefängniß geworfen, entkam aber aus der Haft, und rief die unzufriedenen böhmischen Herren zu ihrem Schutze auf. Diese erschienen in großer Zahl bei ihr, und wandten sich, da sie den Rittern Heinrich's nicht gewachsen waren, an den neuen deutschen Kaiser. Sie boten diesem die Hand der Elisabeth und zugleich das böhmische Reich für seinen Sohn, Johann, an. Heinrich wollte anfangs das Anerbieten nicht für seinen Sohn, sondern für seinen Bruder Walram annehmen, weil jener erst vierzehn Jahre alt, Elisabeth aber nicht nur fünf Jahre älter, sondern auch eine Amazone von zweideutigem Rufe war, die den jungen Prinzen nachher wirklich auch einige Jahre lang als einen Knaben beherrschte; doch gab er endlich dem diplomatischen Rathe Peter Nischpalter's Gehör, und schloß zu Frankfurt einen Vertrag mit den böhmischen Herren ab, nachdem er von Reichswegen den Herzog Heinrich der Krone Böhmen hatte verlustig erklären lassen. Kurze Zeit nachher (1. September 1310) ward der junge Johann, welchem sein Vater mittlerweile die damals zum Herzogthum erhobene Grafschaft Luxemburg abgetreten hatte, zu Speier mit der Erbin von Böhmen vermählt. Von der glänzenden Hochzeit seines Sohnes begab sich Heinrich nach Burgund, um von da noch in dem nämlichen Jahre nach Italien zu ziehen. Ehe er aber über

die Alpen ging, ordnete er noch zwei andere große Kriegszüge an. Der eine war gegen Heinrich von Kärnthen, der andere gegen Eberhard von Württemberg gerichtet. Gegen den Letzteren sandte er seinen Reichsvogt in Schwaben, Konrad von Weinsberg, um das längst ausgesprochene Urtheil zu vollziehen. Konrad führte die Eßlinger und andere über den Grafen erbitterte Städte gegen die Raubritter und Burgen Eberhard's, zerstörte die Letzteren alle bis auf drei, trieb den Grafen aus dem Lande, und nöthigte ihn, bei dem Markgrafen von Baden Schutz zu suchen, bei welchem derselbe dann bis zu Heinrich's Tod blieb. An die Spitze des böhmischen Kriegszuges wurden Peter Aichspalter und der Graf von Henneberg gestellt, doch sollte der Erstere dabei nur die Staatsgeschäfte leiten. Heinrich von Kärnthen konnte sich gegen die deutsche Kriegsmacht und gegen die Unzufriedenheit der Böhmen nicht behaupten, er flüchtete nach seinem Herzogthum Kärnthen, das er nachher nicht mehr verließ, und Johann ward im Februar 1311 durch Peter Aichspalter feierlich als König von Böhmen gekrönt.

2. Italien vor und während des Römerzuges Heinrich's VII.

Es würde uns in ein Labyrinth einzelner Geschichten führen, wenn wir hier alle einzelnen Staaten Italiens durchgehen wollten; um den Zustand der Dinge zu erkennen, welchen Heinrich VII. dort antraf, genügt eine Andeutung über die vier Hauptstaaten, Rom, Neapel, Florenz und Mailand.

Der Zustand der Stadt Rom und des Papstthums läßt sich schon aus dem, was oben (S. 9 ff.) über das Verhältniß Philipp's IV. von Frankreich zu den Päbsten Bonifacius VIII., Benedict XI. und Clemens V. gesagt worden ist, ziemlich deutlich erkennen. Die Colonnas, die Orsini und andere römische Familien hatten ein solches Übergewicht erlangt, daß sowohl Bonifacius, obgleich er die Ersteren vertrieb und zum Theil mit dem Bannfluch verfolgte, als auch Benedict genöthigt waren, ihre Residenz außerhalb der Stadt Rom aufzuschlagen. Andererseits lagen diese Familien unter einander selbst in heftigem Streit, und machten es dadurch einem gewandten Unterhändler des Königs

Philipp möglich, bei Benedict's Tode einem ganz im französischen Interesse handelnden Manne, dem Erzbischof Bertrand von Bordeaux, der den Namen Clemens V. annahm, die päpstliche Würde zu verschaffen. Durch diesen ward dann der Sitz des Papstthums auf zwei Menschenalter nach Avignon in Frankreich verlegt. Auf solche Weise erlosch in Italien mit dem geschwundenen Ansehen des Kaisers auch die politische Bedeutung des Papstes. Die dadurch erlangte ungebundene Freiheit der Italiäner, welche jeder auf seine Weise benutzte, rief in Verbindung mit dem allenthalben herrschenden Wohlstand nicht nur die größte Ausgelassenheit, sondern auch die höchste geistige Entwicklung und eine nie gekannte Blüthe der Künste und Gewerbe hervor. Das hat Dante in seinem großen Gedicht trefflich dargestellt; er schrieb aber damals auch sein Buch über die Monarchie oder über geistliche und weltliche Gewalt, um zu beweisen, daß die wahre Freiheit Italiens nur dann gerettet werden könne, wenn die geistliche und weltliche Oberherrschaft, von welcher die eine dem Papste, die andere dem Kaiser gebühre, jede auf ihre eigentliche Bestimmung beschränkt würden.

Mit dem gesunkenen Zustande der Kirche nahm auch die Simonie (s. Th. VI. S. 226) und der Mißbrauch der geistlichen Gewalt immer mehr überhand. Man deckte sogar die herrschende Sittenlosigkeit mit dem Mantel des Christenthums zu, indem man die Scholastik und die an sich vortrefflichen Einrichtungen und Stiftungen der Kirche gebrauchte, um Sünden nicht bloß zu vergeben, sondern auch zu erlauben. Dies erweckte neben den Propheten, welche wie Dante in seinem göttlichen Gedichte die moralische Ordnung der Welt und die bestehende kirchliche im grellen Kontrast zeigten, in allen Gegenden auch Reformatoren, welche, wie in früherer Zeit Arnold von Brescia (s. Th. VI. S. 427 u. 434 f.), die Ordnung ganz umzuändern suchten. Diese Männer mußten bei dem herrschenden Fanatismus ebenfalls Fanatiker werden und, da sie der blinden Verfolgung nur blinde Wuth entgegensetzen konnten, nothwendig dem Übergewicht der Zahl unterliegen. Unter ihnen war Dulcino der bedeutendste und merkwürdigste. Er war der uneheliche Sohn eines Priesters und ein Schüler des Schwärmers Gerhard Segarelli, welcher in der Mitte

des dreizehnten Jahrhunderts gepredigt hatte, und verkündigte seine Lehre nicht bloß mündlich, sondern auch in Briefen, in denen er seine Grundsätze kurz und faßlich aussprach, oder, wie wir sagen würden, in Flugschriften. Diese Briefe der Gelehrten und Geistlichen des Mittelalters gingen nämlich von Hand zu Hand, und vertraten die Stelle der Journale und Flugschriften unserer Zeit. Dulcino's Predigten drehten sich hauptsächlich darum, daß er die Einfalt des Evangeliums dem Pomp der Kirche, die Gütergemeinschaft der ersten apostolischen Kirche dem Fürstenthum der Bischöfe und Äbte, sowie der auf dem Besitz von Land und Leuten beruhenden ritterlichen Aristokratie entgegensetzte. Er fand in der östlichen Lombardei und in allen den Gegenden, in denen sich seit mehr als hundert Jahren eine freiere Ansicht verbreitet hatte (s. Th. VI. S. 322 und Th. VII. S. 296), großen Anhang, sammelte dort eine bedeutende Anzahl Menschen, und ermunterte sie, eine christliche oder vielmehr schwärmerische Republik zu errichten, um sich zugleich dem weltlichen und geistlichen Drucke zu entziehen. Sein Versuch scheiterte, wie der ähnliche Versuch der münsterischen und niedersächsischen Fanatiker des sechzehnten Jahrhunderts und aus dem gleichen Grunde, weil nämlich alle diese Schwärmer Widersprechendes mit einander zu vereinigen strebten; doch hat Dulcino ebenso, wie die Anführer jener Wiedertäufer in Deutschland, durch Ausdauer die Unsterblichkeit erlangt. Er reizte zugleich die Pfaffen, die Reichen und die auf ihre Kampffertigkeit trogenden Ritter gegen sich, weil er um der Armen und Gedrückten willen ihnen Allen den Untergang verkündigte. Verfolgt und gewaltsam vertrieben, sammelte er in den höheren Gebirgen von Novara und Vercelli, welche drei Theile des Jahres mit Schnee und Eis bedeckt sind, mehr als sechstausend Männer um sich und seine durch Schönheit, Geist und Standhaftigkeit gleich berühmte Gattin Margaretha. In dieser unzugänglichen Gegend, wo er und seine Gefährten vom Raube lebten, vertheidigte er sich acht Jahre lang (seit 1300) gegen die regelmäßige Kriegsmacht, über welche die Bischöfe des umliegenden Landes gebieten konnten, bis endlich der Fanatismus der herrschenden Kirche Mittel fand, den Fanatismus der zu ihrem Untergang verschworenen Rezer zu unterdrücken.

Man predigte das Kreuz gegen sie, und Dulcin ward nebst seinen Anhängern vernichtet.

Während dieser Glaubenskrieg ohne den Papst geführt und beendigt worden war, hatte Clemens V., um wenigstens einen Theil der weltlichen Herrschaft seines Stuhles zu behaupten, unter dem kriegerischen und schlaun Cardinal Napoleon Orsini ein Heer in Italien aufgestellt. Dieser fand aber überall, wohin er sich wandte, Hindernisse, weil Alles sich geändert hatte, und der Papst ebenso wie der Kaiser vergessen war. Clemens sah daher Heinrich's VII. Zug nach Italien nicht ungern, obgleich er sonst keineswegs geneigt war das kaiserliche Ansehen wieder herzustellen; denn die Anwesenheit des Kaisers in Italien mußte ihm nothwendiger Weise Gelegenheit verschaffen, eine der Parteien an sich zu ziehen.

Neapel erhielt durch den Tod Karl's II. (1309) fast um dieselbe Zeit, als Heinrich von Luxemburg zum deutschen Kaiser erwählt ward, in Karl's jüngerem Sohne, Robert, einen neuen Regenten. Karl hatte zu den vortrefflichsten Herrschern seiner Zeit gehört, und sein Nachfolger verdankte es ihm, daß vor Heinrich's Ankunft das Ansehen der Kaiser im Kirchenstaat, in Florenz und in vielen Städten der Lombardei ganz an das Haus Anjou übergegangen zu sein schien. Im Kirchenstaat hatte Karl die Päpste und den Adel von sich abhängig erhalten, und in den nördlichen Gegenden Italiens war er nicht nur das Oberhaupt der Guelfen gewesen, sondern er hatte auch selbst gegen diejenigen Fürsten, die dem deutschen Reiche mehr als den Franzosen gewogen waren, sein Ansehen behauptet; er hatte endlich sogar einen Theil von Piemont besetzt, und dem Grafen Philipp von Savoyen das Land Montferrat, sowie die Besitzungen, die demselben als Erbe seiner Gemahlin in der Morea zugefallen waren, streitig gemacht. Als er starb, vermachte er sein Reich nicht seinem Enkel, Karl Robert (s. S. 93 ff.), der als Nachkomme des ältesten Sohnes die nächsten Ansprüche hatte, sondern seinem jüngeren Sohne Robert, weil Karl Robert mit Hülfe des Papstes die Herrschaft in Ungarn erlangt hatte, und sein Vater überzeugt war, daß das ungarische und neapolitanische Reich nicht unter einem und demselben Regenten vereinigt werden könnten. Der Papst zeigte sich gegen den

neuen Herrscher von Neapel ungemein freundlich und großmüthig. Er erließ ihm die ganze Summe, die er als Oberlehensherr von Neapel von jedem neuen König zu fordern hatte, und verzichtete sogar auf alle die Gelder, welche das Haus Anjou dem römischen Stuhl seit Karl's I. Zeit für baare Darlehen schuldig geworden war, obgleich freilich der Betrag derselben so groß war, daß Robert sie niemals hätte bezahlen können. Auch suchte er eine auf billige Bedingungen gegründete Übereinkunft zwischen Robert und dem König Friedrich II. von Sicilien (s. Th. VII. S. 336 ff.) zu Stande zu bringen, weil er erkannt zu haben scheint, daß Friedrich, der sich gegen Karl II. im Besitz von Sicilien behauptet hatte, auch durch Robert schwerlich vertrieben werden würde; der Letztere konnte sich aber nie entschließen, Sicilien ganz aufzugeben, und machte von Zeit zu Zeit Eroberungsversuche gegen die Insel.

Als Robert die Regierung antrat, schien das guelfische und französische Interesse in Italien gänzlich obzusiegen. Die Florentiner, die Todfeinde des Kaiserthums und der Ghibellinen, lagen mit einer bedeutenden Kriegsmacht gegen die Letzteren im Felde, und Robert sandte ihnen eine Schaar jener tapferen Kriegersleute zu Hülfe, welche, obgleich sie auch anderen Völkern angehörten, unter dem Namen der Catalanier und Aragonier auf allen Inseln und Küsten des mittelländischen Meeres als Söldner dienten. In Genua und in Venedig wütheten heftige innere Streitigkeiten. In Ferrara stritten mehrere Prinzen des Hauses Este um die Herrschaft, einer von ihnen verkaufte nachher die Stadt an die Venetianer, und die Bewohner von Ferrara ergaben sich, um diesen zu entgehen, dem Papste. Dadurch ward Venedig in einen Krieg mit der Kirche verwickelt. Clemens V. verfluchte 1309, als die Venetianer ihm die Stadt nicht räumten, die herrschsüchtige Republik mit einer ganz beispiellosen Anmaßung. Er sprach nicht allein Bann und Interdict gegen die Venetianer aus, sondern er erklärte auch sowohl sie selbst als ihre Kinder bis ins vierte Glied für ehrlos und für unfähig, irgend ein geistliches oder weltliches Amt zu bekleiden, gab all ihr Hab und Gut dem Raub eines Jeden preis, und erklärte, daß jedermann sich eines jeden Venetianers bemächtigen und ihn zu seinem Sklaven machen dürfe. Alles dies focht freilich die Venetianer anfangs wenig an; Clemens ließ aber,

um seinen geistlichen Waffen Nachdruck zu geben, auch das Kreuz gegen sie predigen, und übertrug, wie vorher dem Napoleon Drusini, so jetzt einem anderen Kardinal die Führung der zusammengepredigten Horden. Nun wurden zwar die Venetianer vertrieben, Ferrara rief aber, als es sich zugleich von ihnen befehdt und von dem Gesindel des päpstlichen Kreuzheeres mishandelt sah, wieder ein Glied des Hauses Este herbei, und der Papst, welcher weder diesem noch den Venetianern, geschweige denn Beiden zusammen gewachsen war, mußte sich an Robert von Neapel wenden. Er übertrug demselben die Statthalterschaft in Ferrara und in der Romagna, und Robert, der sich damals gerade in der Provence aufhielt, eilte (1310) nach Italien, noch ehe der deutsche Kaiser dort hatte eintreffen können.

Unter den Florentinern, die sich ganz plötzlich zu einer unerhörten Blüthe des Reichthums und der Macht erhoben hatten (s. Th. VII. S. 385), und deren Stadt jetzt von Robert zum Bollwerk der Guelfen gemacht wurde, dauerte der alte Kampf und Streit fort. Die Partei der Weißen hatte sich nach ihrer Vertreibung (s. ebendasselbst S. 386) mit den Ghibellinen des Landes vereint, und gerade dadurch ihre Rückkehr in eine durchaus guelfische Stadt unmöglich gemacht. Papst Benedict XI., mild und friedliebend wie er war, schickte zwar 1304 den Kardinal Nikolaus von Prato nach Florenz, um die erbitterten Parteien auszusöhnen, sein Versuch scheiterte aber an dem unversöhnlichen Haß beider Parteien. Der geistliche Friedensstifter sah sich bald genöthigt, die Stadt wieder zu verlassen, und schied mit einem im vollen Verdruß ausgesprochenen Bannfluch über die Florentiner. Die Blige der Kirche schadeten jedoch der Stadt wenig, weil sie für Italiäner überhaupt schon längst kalt und stumpf geworden waren. Dagegen brach der Kampf der Parteien gleich nach der Entfernung des Kardinals von neuem los, und veranlaßte eine Feuersbrunst, durch welche siebenzehnhundert Häuser eingeäschert wurden. Gleich darauf suchten die Weißen und Ghibellinen, im Vertrauen auf den Beistand des Papstes und von Pistoja unterstützt, ihre Rückkehr gewaltsam zu erzwingen. Sie drangen auch sogar in die Straßen der Stadt ein, geriethen aber dabei durch einen Zufall in Verwirrung, und wurden dann nicht nur zurückgetrieben, sondern auch

größtentheils grausam ermordet. Jetzt zogen die Florentiner zu einem Rachekrieg gegen Pistoja aus, und begannen eine Belagerung, die den Charakter jener Zeit und jenes Landes in ein recht helles Licht setzt. Robert von Neapel, welchen sein Vater den Florentinern zu Hülfe schickte, leistete dabei mit catalonischen Reitern eine Zeitlang gute Dienste, kehrte aber wieder nach Hause zurück, als Papst Clemens V. sich der Belagerten annahm. Diese litten bald den äußersten Mangel, gaben, um sich aller zum Kampfe Untauglichen zu entledigen, ihre Weiber und Kinder dem erbitterten Feinde preis, und harrten selbst dann noch aus, als sie sogar schon alle ihre Pferde verzehrt hatten und kaum mehr wußten, wovon sie sich nähren sollten. Gleich große Ausdauer zeigten die Belagerer: sie ertrugen standhaft alle Übel der rauhen Jahreszeit, ließen sich durch alle Schwierigkeiten eines für sie sehr ungünstigen Bodens nicht ermüden, legten sich, um die großen Kosten der Belagerung zu erschwingen, die härtesten Steuern auf, und trogten dem Bannfluche, den der Papst durch seinen Legaten gegen sie schleudern ließ. Dabei verfuhrten beide Theile mit einer Grausamkeit gegen einander, die ebenso, wie die von ihnen bewiesene Hartnäckigkeit, recht deutlich zeigt, mit welcher Erbitterung die Städte und Parteien Italiens damals gegen einander stritten. Die Florentiner schnitten allen Gefangenen Nase, Arme und Beine ab, und die Pistojer marterten auf ähnliche Weise alle, die in ihre Hände fielen, zu Tode. Als endlich in der Stadt die Lebensmittel nur noch für einen einzigen Tag hinreichten, ergaben sich die Pistojer (1306), schlossen aber dabei mit ihren Feinden unter Vermittelung eines im Geruch der Heiligkeit stehenden Mönches und unter den furchtbarsten Eidschwüren einen Vertrag, der ihre Übergabe an bestimmte Bedingungen knüpfte. Nichts desto weniger geschah auch damals, was in Bürgerkriegen gewöhnlich ist und bei der Heftigkeit der Leidenschaften in südlichen Ländern auch unter den alten Griechen nie verhindert werden konnte: die Sieger nahmen ohne Rücksicht auf den Vertrag den Besiegten alles, was ihnen gefiel, hinweg, zerstörten die Mauern der Stadt, und rissen alle Paläste und Burgen der Ghibellinen und Weißer nieder. Dies erbitterte nicht allein die Ghibellinen in Italien und alle diejenigen, welchen Dino Compagni und Dante (s. Th. VII.

S. 386) die Klagen der Unterdrückten gegen die Unterdrücker und den Schmerz über den Verfall der weltlichen Gewalt des Kaisers und der geistlichen des Papstes in Prosa und Versen, in Briefen und historischen Berichten kund thaten, sondern auch der päpstliche Legat Napoleon Orsini, der im Anfange des Jahres 1306 in Italien erschien, fühlte sich dadurch bewogen, den Bann gegen die Florentiner in geschärfter Weise zu wiederholen, und die florentinischen Verbannten nebst ihren Freunden suchten Zuflucht und Hülfe in Deutschland. Die in Florenz herrschenden Guelfen schickten zwar ebenfalls Gesandte dahin, und bestachen den Diplomaten des Kaisers, Peter Nischpalter, damit er seinem Herrn vom Zuge nach Italien abrathe; ihre Bemühungen hatten aber keinen Erfolg, weil der Kaiser Kenntniß von der Bestechung erhielt und deshalb dem Erzbischof diesmal kein Gehör schenkte.

In Mailand war durch den Sturz des Matthäus Visconti (s. Th. VII. S. 391) das Haus Torre wieder in den Besitz der höchsten Macht gelangt, und Guido della Torre herrschte dort als Haupt der Guelfen im Auftrage des Volkes unumschränkter, als vorher Matthäus Visconti, weil dieser den Adel hatte schonen müssen. Die Visconti hatten nach ihrer Vertreibung mehrere vergebliche Versuche gemacht, die Herrschaft wieder zu erlangen, und Matthäus lebte nachher fast vergessen auf einem Landgute am Garda-See, bis Heinrich's VII. Erwählung seine Hoffnungen aufs neue weckte. Er beschloß sogleich, sich mit dem neuen Beherrscher des Reiches in Verbindung zu setzen, um mit seiner Hülfe das Verlorene wieder zu erlangen, und wußte, schlau wie er war, den rechten Weg dazu zu finden. Er wählte zu seinem Gesandten den Rechtsgelehrten Franz Garbagnata von Pavia, einen Bewunderer Dante's und zugleich einen der ausgezeichnetsten unter den Männern, die sich damals in Italien dem Studium des Alterthums mit Begeisterung hingaben. Garbagnata wußte sich des Kaisers Gunst zu verschaffen, begleitete ihn auf dem Zuge nach Italien, und verhinderte, daß nicht ein Tebaldo von Brussati und andere Guelfen, welche ebenfalls im Gefolge des Kaisers waren, ihn ganz einnahmen.

Im Herbst des Jahres 1310 zog Heinrich über Lausanne und Susa nach Italien. Er hatte nur zweitausend Gerüstete bei sich,

aber er rechnete theils auf Philipp IV. von Frankreich, theils auf die Lage der Dinge in Italien. Philipp war kurz vorher in Folge förmlicher Unterhandlungen in ein freundschaftliches Verhältniß zu dem Kaiser getreten, und sollte Robert von Neapel hindern, sich demselben zu widersetzen. Ein päpstlicher Legat war dem Kaiser zum Begleiter versprochen; die Krönung zu Rom hatte Clemens im Voraus zugesagt; Guelfen und Ghibellinen endlich befanden sich im Gefolge des Kaisers, und dieser ließ in Italien verkünden, daß er als Friedensstifter komme und weder der einen noch der anderen Partei durch das Blut oder durch Freundschaft verbunden sei. Auf alles dies war jedoch nicht zu bauen. Nur die Ghibellinen fanden es in ihrem Interesse, sich fest an den Kaiser anzuschließen; die Guelfen dagegen, sowie die päpstliche und die französische Partei wollten Heinrich zwar gern zu ihrem Zwecke gebrauchen und ihm Ehre erweisen, ihm wohl auch einiges Geld zufließen lassen, aber von einer Wiederherstellung der kaiserlichen Macht zu Gunsten des Rechts und der Gesetze wollten sie nichts wissen. Sie gaben den Gesandten, welche Heinrich zur Verkündigung seiner Ankunft vorausgeschickt hatte, leere Worte zurück, und auch der Pabst schickte anfangs den versprochenen Legaten nicht. Dies war den Ghibellinen, sowie den monarchisch Gesinnten überhaupt gerade recht. Sie rüsteten sich insgesammt; Dante erließ seine berühmten, in poetischer Prosa abgefaßten Manifeste gegen die Guelfen, gegen den Republikanismus und gegen Florenz; Matthäus Visconti erschien, nachdem er sich verkleidet durch die guelfischen Lande geschlichen hatte, in Asti bei Heinrich; die Pisaner endlich schickten dem Kaiser zur Beschleunigung seines Zuges sechzig tausend Goldgülden, weil sie durch ein Bündniß, welches Guido della Torre mit Robert von Neapel und mit den Florentinern geschlossen hatte, ins Gedränge gebracht worden waren. Von Matthäus Visconti, sowie von den Beherrschern der Städte Vodi und Pavia begleitet, zog Heinrich nach Mailand. Dies setzte Guido in nicht geringe Verlegenheit: die Herren von Vodi und Pavia waren seine Freunde; er konnte daher, als sie neben Matthäus im kaiserlichen Gefolge erschienen, auch diesen nicht ausschließen, und mußte Heinrich, ein so lästiger Gast derselbe in Begleitung des Matthäus auch war, aufnehmen. Er empfing ihn

knirschend mit verstellter Demuth und Unterwürfigkeit. Heinrich selbst nahm den Trog des Guelfen gutmüthig auf, seine Deutschen aber setzten dem Stolge Stolz entgegen. Als nämlich Guido bei Heinrich's Einzug in Mailand ihm entgegen kam, senkte er nicht, wie es Brauch war, seine Fahnen vor dem Reichsadler, die Deutschen rissen erbittert darüber dem Träger die Fahne aus der Hand, und warfen sie auf den Boden, der Kaiser aber sagte zu Guido, als derselbe vor ihm auf die Kniee fiel und seine Füße küßte, in seiner gutmüthigen Weise: „Sei nur friedlich und treu, Guido, und erkenne deinen Herrn an, den zu verlängnen unrecht ist!“ Es war überhaupt Heinrich's Fehler, daß er durch Güte versöhnen zu können glaubte. Er schickte aus diesem Grunde an alle Städte Botschaften, ließ überall Ausöhnung der Guelfen und Ghibellinen verkündigen, und versuchte den unseligen Mittelweg, der sehr selten und in Italien nie zu etwas Anderem als zum Mittelmäßigen führt. Er kannte, wie ein italiänischer Schriftsteller jener Zeit mit Recht sagt, die Italiäner nicht. Sie nahmen seine Gutmüthigkeit für Einfalt und Schwäche; das mußte er bald erfahren.

Um weder der einen noch der anderen Partei das Übergewicht zu geben, schloß Heinrich sowohl Guido als Matthäus von der Regierung in Mailand aus. Beide täuschten ihn darauf kurz nach einander, ohne daß er es merkte. Seine Geldverlegenheit nöthigte ihn nämlich, von den Mailändern nach mancher Erpressung noch ein sogenanntes freiwilliges Geschenk zu fordern. Matthäus sagte ihm, sechszigtausend Goldgulden würden sich leicht erheben lassen, Guido steigerte aber böshafter Weise diese Summe auf hundert tausend, und erregte dadurch bei den Reichen Unzufriedenheit gegen den Kaiser, obgleich die Steuer für eine so bedeutende Handelsstadt, wie Mailand, kaum in Anschlag zu bringen war. Als der Kaiser nachher forderte, daß die Häupter der beiden Parteien ihn auf seinem Zuge nach Rom begleiten sollten, um ihm gewissermaßen als Geißel für die Ruhe von Mailand zu dienen, verbanden sie sich mit einander, und entwarfen den Plan, die Deutschen durch einen plötzlichen Aufstand aus Mailand zu treiben. Der Anschlag mißglückte jedoch, und der schlaue Matthäus, der dies gleich beim Ausbruch der Empörung merkte, trennte sich von seinen

Verbündeten, um sie zu verderben und sich auf ihre Kosten zu heben. Er täuschte den Kaiser durch gleißende Worte, und erhielt, nachdem er zu seiner Sicherheit zugleich mit Guido aus der Stadt gewiesen worden war, die Erlaubniß zur Rückkehr, während Guido verbannt blieb.

Der Kaiser verweilte in Mailand, wo er schon in den ersten Tagen des Januar mit der eisernen Krone gekrönt worden war, unglücklicher Weise vier Monate lang (bis Mitte April 1311). Wäre er, wie besonders Dante dringend rieth, gleich nach seiner Krönung aufgebrochen und in Toscana eingefallen, so würden Bologna und Florenz, die Hauptstädte der guelfischen Partei, schwerlich gewagt haben, ihm die Aufnahme zu versagen. Durch sein Säumen gewährte er den stolzen Republikanern Zeit, sich gegen einen Angriff so zu rüsten, daß er nachher auf seinem Marsche nach Rom an ihnen vorüberziehen mußte. Sein Zug ging von Mailand aus zunächst gegen Cremona, welches den vertriebenen Guido aufgenommen und, durch die Florentiner bearbeitet, die kaiserlichen Boten schändlich abgewiesen hatte. Bei seiner Annäherung verloren jedoch die Bürger von Cremona den Muth, schickten ihm die Schlüssel ihrer Stadt entgegen, und verstanden sich sogar, als er ihre Boten zornig zurückwies, freiwillig zu einer Demüthigung, wie sie hundertfünfzig Jahre früher die Mailänder nur nach dem hartnäckigsten Kampfe gezwungen erduldet hatten (s. Th. VI. S. 446 f. und 449). Hundert der vornehmsten Bürger zogen baarfuß, unbedeckten Hauptes und mit einem Stricke um den Nacken dem Kaiser entgegen, und flehten knieend und weinend um Gnade für die Stadt. Heinrich begnügte sich mit dieser Demüthigung nicht, sondern verfuhr gegen eine Stadt, die sich ihm freiwillig unterworfen hatte, auf eine Weise, welche nachher die anderen feindlichen Städte nothwendig bewegen mußte, lieber das Äußerste zu wagen. Er ließ Cremona drei Tage lang plündern, mehrere hundert angesehene Bürger in elende Kerker werfen, wo sie bald kläglich umkamen, und nicht nur die Mauern der Stadt niederreißen, sondern auch die mit vielen Kosten errichteten großartigen Bauwerke, die Zeichen des Reichthums, der Betriebsamkeit und des Kunstsinnes der Bürger, auf vandalische Weise zerstören; ja, er forderte von der verwüsteten und geplünderten Stadt außerdem

noch hunderttausend Goldgulden, eine Summe, die vorher den Mailändern unerschwinglich erschienen hatte. Kein Wunder, daß die Stadt Brescia, als sich Heinrich von Cremona gegen sie wendete, ihm den hartnäckigsten Widerstand entgegensetzte!

Die Stadt Brescia ward gegen den Kaiser von demselben Tebaldo von Bruffati vertheidigt, der ihn vorher in Speier dringend nach Italien gerufen hatte. Die Belagerung fiel in die Zeit vom Juni bis September, also gerade in die Jahreszeit, welche für deutsche Krieger am verderblichsten war. Das Klima, die ungewohnte Lebensweise und der blutige Krieg rafften bald die tapfersten Ritter hin, selbst Heinrich's edler Bruder Walram fiel im Kampfe, und das Heer schmolz vor Brescia nach und nach bis auf den vierten Theil zusammen. Auch die bedeutenden Kosten für den Sold der ritterlichen Schaaren waren für Heinrich, welcher trotz aller Contributionen und Geschenke der lombardischen Städte sich immer in großer Geldverlegenheit befand, vernichtend; denn er hatte ein zahlreiches Heer gegen Brescia geführt, und doch mußte er z. B. den von der Stadt Speier gestellten Edelknechten, wie wir aus einer Chronik sehen, drei bis vier Mark monatlichen Sold geben, während damals der Taglohn nur in sechs bis acht Hellern und einigen Lebensmitteln bestand. Die Brescianer wurden weder durch das große Heer des Kaisers, der die ganze Kriegsmacht der lombardischen Städte gegen sie aufgebieten hatte, in Schrecken gesetzt, noch durch die barbarische Hinrichtung ihres Anführers Tebaldo, welcher, als er in die Gefangenschaft gerathen war, in einer Kuhhaut um die Mauern der Stadt geschleift und dann halbtodt von vier Stieren zerrissen wurde, eingeschüchtert. Erst als Hunger und Elend in der Stadt zu sehr überhand nahmen, verstanden sich die Bürger unter Vermittelung eines päpstlichen Legaten zur Übergabe. Dieser versprach ihnen, wiewohl er keine bestimmte Vollmacht hatte, milde Bedingungen; Heinrich fragte aber nachher nichts danach, sondern übte große Härte gegen die Bürger, schleifte einen bedeutenden Theil der Stadtmauer, und erpreßte eine Summe von siebenzigtausend Goldgulden. Ein Verzeichniß aller waffenfähigen Männer in und um Brescia, welches Heinrich damals verfertigen ließ, gibt uns eine klare Vorstellung von der Macht und Bevölkerung

der italiänischen Städte-Republiken jener Zeit, und kann uns zugleich den ungeheueren Verlust, welchen Heinrich in vier Monaten theils durch Krankheiten, theils durch die feindlichen Waffen erlitten haben soll, einigermaßen erklären; es ergab sich nämlich, daß die Zahl aller kampffähigen Männer im Gebiete von Brescia, welche zwischen achtzehn und sechszig Jahre alt waren, hundert sechsunddreißigtausend betrug. Heinrich soll, als ihm dieses Resultat berichtet wurde, voll Verwunderung ausgerufen haben: „Wahrlich, dieses Brescia ist keine Stadt, sondern ein Königreich!“

Nach der gegen Cremona und Brescia bewiesenen Härte konnte Heinrich den geraden Marsch über Florenz nach Rom um so weniger fortsetzen, als nicht blos eine Versammlung von Abgeordneten der Lombarden, die er bald nachher in Pavia hielt, sich unter den ungünstigsten Anzeichen auflöste, sondern auch alle vorher bezwungenen Städte wegen der Maßregeln, zu denen er durch seine Geldverlegenheit getrieben ward, in Bewegung geriethen. Er nahm daher seinen Weg über Genua. Hier verweilte er vom Oktober bis zum Februar, machte an die Einwohner ganz unbegrenzte Ansprüche, und erregte dennoch nur bei der mittleren und unteren Klasse Widerstand und Murren, weil die Bürger von Genua ebenso in zwei ghibellinische Parteien, wie die von Florenz in zwei guelfische, zerfallen waren, und Beide in ihrem Streit über die Herrschaft um seine Gunst buhlten. Heinrich suchte auch hier die Parteien zu versöhnen. Er hielt in Genua außerdem Gericht über die Stadt Florenz, und verurtheilte sie zu einer schweren Strafe. Anfangs freuten sich die Genuesen, welche die Florentiner um ihren Handel und Wohlstand beneideten, hierüber; sie kamen aber bald auf andere Gedanken, als sie erkannten, daß Florenz durch die Verbindung mit den unzufriedenen Städten der Lombardei und mit Robert von Neapel ebenso viel gewann, als Genua durch den für seinen Handel nachtheiligen Aufenthalt des deutschen Königs und durch die Freundschaft mit ihm verlor. Eine Gesandtschaft, welche Robert mit Friedensanerbietungen nach Genua an Heinrich schickte, hatte offenbar nur die Absicht, diesen auszufundschaften; denn Robert hatte bereits seinen Bruder Johann, der sich einen Fürsten von Achaja nannte, nach Rom geschickt, um in der Romagna und in Toscana seine Rechte als Reichsvicar

geltend und dem Kaiser jeden Schritt mit den Waffen freitig zu machen. Auch wich sein Gesandter plötzlich wie ein Dieb in der Nacht davon, als er erfuhr, daß Heinrich mit dem König Friedrich von Sicilien in Verbindung getreten sei, und in Pisa die aus Deutschland zahlreich herbeieilenden Schaaren zu erwarten beschloffen habe. Von Genua setzte Heinrich zu Schiffe nach Pisa über, und trat dann, noch ehe die deutschen Verstärkungen eingetroffen waren, den Marsch nach Rom an.

In Rom fand er mehr Widerstand, als er erwartet hatte; denn Robert's Bruder Johann hatte einen Theil der Stadt, die mit ihm verbündeten Orsini einen anderen besetzt. Eine Schrift des Bischofs von Votronto, welchen Heinrich als seinen Geschäftsträger nach Rom vorausgeschickt hatte, zeigt uns auf recht anschauliche Weise, wie sehr sich die Franzosen und Italiäner nicht bloß über die deutsche Einfalt und Rechtlichkeit des Kaisers, sondern sogar über seine italienischen Freunde und Diener lustig machten. Dies ging so weit, daß man ihn sogar lange in der Meinung zu erhalten wußte, Robert sei sein Freund und handle als Reichsvicar, und Johann von Achaja habe die Tiber-Brücke, die Peterskirche und die festen Gebäude der Stadt nur um ihm Ehre zu erweisen besetzt. Heinrich war daher auch sehr überrascht, als seinem Gesandten erst in dem Augenblick, wo er selbst in Rom einzuziehen gedachte, eine Fehdeerklärung gegeben wurde. Er fand, als er (Mai 1312) in die Stadt einzog, zwar die bisher besetzt gehaltene Brücke frei, seine Truppen wurden aber beim Übergang über dieselbe von einem in der Nähe stehenden Thurm aus durch Pfeilschüsse angegriffen. Nach seinem Einzug war die ganze Stadt ein Kampfplatz; jedes feste Haus, jeder Thurm, jede Kirche, ja, die kolossalen Reste des Alterthums, wie das Coliseum, wurden wie Festungen angegriffen und vertheidigt, und dieser blutige Kampf nebst der damit verbundenen Verwüstung der Stadt dauerte Wochen lang fort, weil Heinrich die Peterskirche nicht erobern konnte, und die vom Pabst gesandten Kardinäle die Kaiserkrönung unter dem Vorgeben, sie dürften sie an keinem anderen Orte vornehmen, so lange hinausshoben, bis, wie sie hofften, die Deutschen genöthigt sein würden, die Stadt wieder zu räumen. Vergebens bot Heinrich sowohl gegen Johann von Achaja, als

gegen die trotzigen Kardinäle das römische Volk auf; er konnte die Feinde nicht aus dem Besitze der Peterskirche vertreiben, und als er, unterstützt von den Römern, die Krönung im Lateran, der Pfarrkirche des Papstes, forderte, zeigte sich dieselbe Erscheinung, die wir durch die ganze deutsche Geschichte hindurch im Leben und Gerichtswesen unserer Nation antreffen. Die Kardinäle stügten sich auf den päpstlichen Befehl, und veranlaßten dadurch lange und breite Verhandlungen über Herkommen, Recht und alte Ordnung, bei welchen man mit Beziehung auf Justinian's Gesetze und auf das Kirchenrecht die Frage über den Ort der Krönung systematisch prüfte und entwickelte, bei denen aber zuletzt, wie überall in jenen Zeiten, sich klar und deutlich zeigte, daß im Mittelalter Alles am Ende nur auf rohe Gewalt oder auf pfäffischen Trug hinauslief, und daß damals die Gräuel der Gewalt und Verwirrung und die scholastische Pedanterei der Leute, die sich mit dem Rechte abgaben, gleich groß waren. Endlich war das römische Volk müde, seine Stadt den unablässigen Verheerungen eines hartnäckigen Kampfes preisgegeben zu sehen; es ergriff die Waffen, drang in den kaiserlichen Palast, wo gerade alle Kardinäle bei Heinrich versammelt waren, und würde diese vielleicht in seiner Wuth getödtet haben, wenn nicht Heinrich selbst die tobende Menge beruhigt und die Kardinäle zu dem feierlichen Versprechen bewogen hätte, ihn am 29. Juni im Lateran zu krönen. Die Krönung fand zur bestimmten Zeit wirklich statt, das damit verbundene Mahl ward aber von den Leuten Johann's und der Orsini gestört, welche aus festen Gebäuden in der Nähe Steine und Pfeile auf die Gäste warfen. Dies war nur eine unbedeutende Neckerei der Gegenpartei; viel bedeutender dagegen war es, daß der Kaiser bei der Krönung sich selbst die Hände band, und sich außer Stand setzte, als Schutzherr der Kirche dasjenige zu thun, was Rom und die besseren Italiäner forderten, was Dante in seinen Manifesten und in seinem Gedichte verkündigte. Statt nämlich die Kirche und den Papst aus der Gewalt der Franzosen zu reißen, und die alte Ordnung der Kirche, sowie den Sitz der Kardinäle und des Papstes in Rom wieder herzustellen, nahm er Clemens förmlich in Schutz, und verkündigte in einem Manifest, daß er den weltlichen Arm gebrauchen werde, um jede dem römischen Hof

beschwerliche Stimmung zum Schweigen zu bringen: eine unvorsichtige Erklärung, von der man schon wenige Jahre nachher gegen seinen Nachfolger, Ludwig den Baiern, auf römische Weise Gebrauch machte.

Der Kaiser verließ Rom und sein Gebiet erst im Anfang des Herbstes, als alle seine deutschen Begleiter in die Heimath zurückgekehrt waren. Nichts desto weniger hatte er den Muth, nach Toscana zu ziehen, um die mächtige Republik Florenz anzugreifen. Er rechnete dabei auf den Haß der Verbannten gegen ihre Vaterstadt; und wirklich strömten auch in dem ghibellinischen Arezzo, wo er mit Jubel empfangen ward, die Feinde der Florentiner von allen Seiten zu ihm herbei. Man sieht deutlich, daß Heinrich's persönlicher Charakter den Italiänern ebenso wie den Deutschen Achtung einflößte, und daß man sich schämte, ihn und die Sache des Gesetzes, die er vertheidigte, zu verrathen. Hätte er jetzt nicht zum zweiten Male den rechten Augenblick versäumt, so würde er — das versichert sowohl Dante, als der florentinische Geschichtschreiber Villani — die bestürzte Stadt wahrscheinlich überrascht haben; denn die Bundesgenossen der Florentiner waren noch nicht eingetroffen, und die vornehmsten Bürger lagen in der Burg Ancisa. Er kam aber um acht Tage zu spät vor Florenz an, und hatte es dann mit einer feindlichen Kriegsmacht zu thun, deren Stärke uns doppelt in Erstaunen setzt, weil die Florentiner ebenso wie der Kaiser nur die Bürgerschaften und die zu ihnen gehörenden Ritter der Städte ins Feld führten. Aus dem uns überlieferten Verzeichniß der guelfischen Schaaren, welche damals in Florenz zusammenströmten, kann man sich eine Vorstellung machen, wie sich einzelne Städte des jetzt wehrlosen Italiens in jener Zeit zur Reichsmacht verhielten; Pucca und Siena z. B. schickten je sechshundert Reiter und zweitausend Fußgänger, Bologna vierhundert Mann zu Pferd und tausend zu Fuß, Pistoja hundert Reiter und fünfhundert Fußgänger, Ravenna, Rimini, Faenza und Cesena je dreihundert der Ersteren und fünfzehnhundert der Letzteren u. s. w. Florenz konnte auf diese Weise dem Kaiser, der nur achthundert Deutsche und tausend italiänische Reiter bei sich hatte, außer einem ungemein zahlreichen Fußvolk viertausend Reiter entgegen stellen, und hatte noch dazu den Vortheil, daß Heinrich bald nach seiner

Ankunft an einem tödtlichen Übel erkrankte. Nichts desto weniger blieb der Kaiser standhaft. Mangel und Krankheiten nöthigten ihn zwar im October, die Belagerung aufzuheben, aber schon kurze Zeit nachher begann er sie von neuem. Doch war die Stadt nicht zu nehmen. Im Frühjahr (1313) schloß er in Pisa ein Bündniß mit Friedrich von Sicilien, durch den er schon vorher mit bedeutenden Summen unterstützt worden war, weil er beschloffen hatte, die Franzosen aus Neapel zu treiben. Auch ließ er damals in Pisa gegen den neapolitanischen König und gegen die Stadt Florenz das Gaukelspiel eines förmlichen Processus veranstalten, und über Beide als Rebellen und Majestätsverbrecher die härtesten Strafen verhängen. Ein solches Verfahren lag im Geiste jener Zeit, und die spitzfindigen Formeln, die furchtbaren Proclamationen und die neuen Gesetzverfügungen, mit denen es begleitet war, trugen freilich zur Bereicherung des Justinianeischen Rechtes bei, welches damals nebst dem geistlichen Recht überall an die Stelle des alten Volksrechtes trat, und werden deshalb von unsern Schriftstellern der sogenannten historischen Rechtsschule bewundert und gepriesen; Heinrich selbst wußte aber recht gut, daß seine Zeit viel zu kräftig und roh war, um von solchen gerichtlichen Ceremonien und Festsetzungen einen Erfolg erwarten zu können, wenn ihnen nicht eine ansehnliche Kriegsmacht Nachdruck gab. Im August brach er daher mit einem bedeutenden Heere von Pisa auf, um den König Robert in seinem eigenen Lande anzugreifen, während seine Freunde, die Pisaner, die Genuesen und der König von Sicilien, zur Unterstützung seines Zuges eine Flotte gerüstet hatten. Sein Heer bestand aus zweitausend fünfhundert Deutschen und fünfzehnhundert italienischen Rittern, also aus gemischten Schaaren, die nicht durchaus von ihm abhingen. Es ist daher auch begreiflich, daß in diesem Heere keine Disciplin gehalten werden konnte. Überhaupt wird man gar Manches, was uns über Heinrich und seine Unternehmungen in Italien berichtet wird, anders beurtheilen, wenn man die Verhältnisse und Umstände schärfer ins Auge faßt. Wenn z. B. einer seiner italienischen Begleiter in einem Berichte ihm Halsstarrigkeit oder die üble Gewohnheit, nur seinem eigenen Willen zu folgen, vorwirft, so wird man bei genauer Erwägung finden, daß diese Eigenschaften

des Kaisers einen besseren Namen verdienen. Eben derselbe Berichterstatter zeigt uns übrigens zugleich auch Heinrich's edeln königlichen und ritterlichen Sinn, und zwar nicht blos durch preisende Redensarten, sondern durch Anführung einer bestimmten Thatfache. Er erzählt nämlich, wie Heinrich einst ein Schloß, in welches sich eine große Zahl der vornehmsten Florentinerinnen mit ihren Kindern geflüchtet hatte, zur unbedingten Übergabe gezwungen, und mit Verschmähung des Vortheils, den er aus diesem Zufalle hätte ziehen können, die Gefangenen unter dem Schutze ehrenhafter Männer nach Hause entlassen habe.

Der Zug nach Neapel hatte den Zweck, die in Pisa gegen Robert ausgesprochene Achtserklärung zu vollziehen. Heinrich ward aber dadurch mit dem Pabst Clemens entzweit. Dieser war Oberlehensherr von Neapel, und Heinrich hatte sich vorher mit großer Klugheit und Rücksicht gegen ihn benommen, weil er zu seinen Zwecken in Italien des Pabstes bedurfte. Er folgte in diesem Zwiste ganz und gar den Grundsätzen, welche Dante in seinem Buche von der Monarchie entwickelt hat (s. oben S. 108.), und fügte sich außerdem auf die neue Rechtswissenschaft und ihre Pedanterei, die wenigstens in diesem Falle dem Kaiser sehr nützlich war. Schon während des Aufenthalts der Deutschen in Rom war Clemens zu Gunsten Robert's gegen Heinrich aufgetreten, nachher hatte er Alles aufgeboten, um zuerst die Achtserklärung gegen Robert und dann die Vollziehung derselben zu verhindern. Heinrich hatte sich aber gleich anfangs auf das Gutachten der Rechtsgelehrten berufen, welche damals von den italiänischen Kathedern herab die Unfehlbarkeit der Gesetze Justinian's predigten und diese der Unfehlbarkeit des Pabstes entgegensetzten. Als die gewöhnlichen Künste des römischen Hofes bei Heinrich nichts fruchteten, untersagte Clemens durch ein förmliches Verbot und mit Androhung des Bannfluches den Kriegszug gegen Neapel; Heinrich ließ sich aber dadurch so wenig aufhalten, daß er vielmehr dem Pabste die nachdrückliche Antwort gab: wenn Gott mit ihm sei, fürchte er weder den Pabst noch was dieser Kirche nenne. Das Schicksal war indessen auch dieses Mal dem Pabste und der Hierarchie günstiger, als dem Kaiser und der Monarchie; denn als Alles gerüstet, als Flotte und Heer schlagfertig, als dieses auf seinem

Zuge gegen Neapel bereits über Siena hinaus gelangt war, raffte der Tod den Kaiser in der Blüthe seiner Jahre hinweg. Schon seit dem Zuge gegen Florenz war Heinrich tödtlich krank, er hatte sich aber von Zeit zu Zeit erholt, und seine feste Constitution trogte dem schleichenden Übel lange; endlich stürzte ihn seine Unvorsichtigkeit ins Grab. Er setzte sich in der gefährlichsten Jahreszeit der Hitze und einer mit ungesunden Dünsten geschwängerten Luft aus, ermüdete sich auf dem Marsche gegen Neapel übermäßig, that dann einen kühlen Trunk, und starb darauf zu Buonconvento im Sienesischen eines schnellen Todes (24. August 1313). Wir finden durch die erwähnten Umstände sein plötzliches Ende genügend erklärt, und wollen deshalb nicht den Pabst und seine getreue Miliz, die Dominikaner, welche die Jesuiten des Mittelalters waren, unerwiesener Verbrechen beschuldigen, obgleich man Heinrich's Tod schon unmittelbar nachher, als er erfolgt war, dem Gifte zugeschrieben hat, welches ein Dominikaner-Mönch beim Abendmahle in der Hostie oder im Spülkelch dem Kaiser beigebracht habe.

3. Ludwig's von Baiern und Friedrich's von Östreich Streit um das Kaisertum bis auf die Schlacht bei Mühldorf.

In Italien zerstörte Heinrich's VII. Tod plötzlich alle Hoffnungen der wahren Patrioten. Zu diesen zählen wir vor Allen den Philosophen und Dichter Dante, der in einer besonderen Schrift der Anarchie einer Regierung von Mittern und von Pfaffen des Mittelalters die Idee einer Monarchie unter zwei leitenden Gesetzen, einem geistlichen und einem weltlichen, entgegenstellte. Dante weissagte, daß noch zu seiner Zeit aus den Ghibellinen des nördlichen Italiens ein Held hervorgehen werde, der mit kräftiger Hand als Bevollmächtigter des Kaisers in weltlichen Dingen Recht und Gesetz geltend machen, in der Kirche dem Christenthum seine Würde und dem Pabste sein moralisches Gewicht wieder verschaffen, und dem Raubwesen habgieriger Barone und Herren, wie dem von gierigen Pfaffen getriebenen Handel mit dem Heiligsten ein Ziel setzen werde; diese Weissagung ging aber leider nicht in Erfüllung. Der Pabst Clemens V. hatte nämlich Heinrich's Tod kaum erfahren, als er nicht allein dessen gegen Robert

von Neapel ergangenen Richterspruch aufhob, sondern auch der Weissagung Dante's gerade entgegen an denselben Robert, also an einen Mann, der zugleich Guelfe, Franzose und päpstlicher Vasall war, die kaiserlichen Rechte übertrug. Er ernannte den König von Neapel zum Reichsverweser in Italien, und nahm sogar die weltliche Gewalt des Kaisers während der Dauer des Zwischenreiches ganz fest für sich selbst in Anspruch; denn er erklärte in der Bulle, in welcher er jene Ernennung aussprach, geradezu, daß während der Erledigung des Reiches die kaiserliche Macht beim Papste sei. Der bald nachher (1314) erfolgte Tod des Papstes Clemens und die mehr als zwei Jahre lang streitige Wahl seines Nachfolgers hätten einem Kaiser Gelegenheit geben können, des Papstes Anmaßung durch die That zu vernichten, wenn nicht auch die Kaiserwürde, und zwar noch viel längere Zeit, ein Zankapfel gewesen wäre.

Da sich der Streit um die Nachfolge Heinrich's in Deutschland an die zwischen den Herzogthümern Baiern und Östreich bestehenden Verhältnisse anknüpft, so müssen wir unseren Blick zuerst auf diese beiden Länder werfen. Die Geschichte derselben zeigt uns zugleich aufs klarste, wie verderblich in Deutschland die eingeführte Erblichkeit der Fürstenthümer war, in Folge deren Land und Leute und ihre Regierung als bloßes Eigenthum einer Familie angesehen und als solches unter den Nachkommen des ersten Besitzers getheilt wurden. Diese unselige Einrichtung und die damit verbundene Zersplitterung einzelner Herzogthümer erschwert auch die Erkenntniß der inneren Geschichte von Deutschland; denn sie macht wegen der häufigen Theilungen und der vielen daraus entstandenen kleinen Staaten und Fürstenlinien die zusammenhängende Erzählung der Begebenheiten vom dreizehnten bis zum sechzehnten Jahrhundert ungemein schwierig, zumal da oft neben der Theilung eine gemeinschaftliche Regierung von Brüdern und Vettern bestand oder auch Beides mit einander abwechselte.

In Östreich besaßen die fünf Söhne des Kaisers Albrecht die Erbländer ihres Vaters gemeinschaftlich (s. oben S. 102 f.); da aber drei von ihnen ihrer Jugend wegen in jener Zeit, wo Rüstigkeit und Regierungsfähigkeit für gleichbedeutend galten, der Verwaltung noch nicht vorstehen konnten, so hatten die beiden älteren,

Friedrich der Schöne und Leopold I., diese zuerst allein im Namen aller Brüder übernommen, und zwar so, daß Friedrich das eigentliche Osterreich, Leopold die im Elsaß, in Schwaben und in der Schweiz gelegenen Besitzungen des Hauses beherrschte. Beide Herzöge waren tapfer im Felde und bei der Ritterschaft angesehen, Beide versuchten ihre Herrschaft auch über schwächere Nachbarn auszubreiten, Friedrich nämlich über die minderjährigen bayerischen Herzöge, Leopold über die Bewohner der schweizer Urkantone; Beide scheiterten aber in diesen Unternehmungen. Das Herzogthum Baiern, welches durch die Erwerbung der Pfalz am Rhein oder der Unterpfalz unter allen Fürstenthümern die größte Ausdehnung gewonnen hatte, war beim Tode Otto's des Erlauchten (1253) in Oberbaiern und Niederbaiern getheilt worden, und Ludwig der Strenge hatte das Erstere nebst der Pfalz, sein Bruder Heinrich das Letztere erhalten (s. Th. VII. S. 416–418). Beide Länder wurden nach dem Tode Ludwig's und Heinrich's noch einmal getheilt. In Oberbaiern regierten die zwei Söhne Ludwig's des Strengen, Rudolf und sein nachher unter dem Namen Ludwig IV. oder der Baier als Kaiser berühmt gewordener jüngerer Bruder, unter beständigen Fehden bald gemeinschaftlich, bald getrennt, doch stets so, daß Rudolf den größten Theil der Unterpfalz und die Kurwürde besaß. In ihren Kriegen mit einander, welche immer wieder von neuem ausbrachen und für ihre Unterthanen sehr verderblich waren, zeigte sich Ludwig am rohesten; denn er übte mit wilder Lust sogar gegen seine eigenen Unterthanen Mord und Brand, und scheute sich nicht, seine Freude daran laut und öffentlich auszusprechen. Außerdem wußte er seine Besitzungen auf Kosten seiner Vettern und Mündel in Niederbaiern bedeutend zu erweitern, während sein Bruder Rudolf leichtsinnig genug war, viele Güter seines Hauses zu veräußern. In Niederbaiern hatte der Herzog Heinrich drei Söhne hinterlassen, von welchen der mittlere schon früh unbeerbt starb, der älteste aber, Otto mit dem Beinamen des Ungarn (s. Th. VII. S. 450), einen ihn selbst nicht lange überlebenden Sohn und der jüngste, Stephan, zwei Söhne, Heinrich und Johann, hatte. Otto und Stephan starben bald nach einander, und da ihre Söhne noch unmündig waren, so hatte Otto aus Furcht

vor Friedrich von Östreich, der sich ihm als einen sehr gefährlichen Nachbarn gezeigt hatte, in seinem Testamente die Vormundschaft über den Sohn und die beiden Nissen nebst der Verwaltung des Landes dem Rüstigsten von seinen nächsten Stammverwandten, Ludwig von Oberbaiern, übertragen, und zugleich die drei Prinzen und ihr Recht noch besonders dem Schutze der Städte Straubing und Landshut anempfohlen, weil diesen daran liegen mußte, daß Ruhe und Ordnung im Lande sei (1312). Dies erbitterte den Adel von Niederbaiern, der bei seiner Raublust einen so kräftigen Regenten, wie Ludwig war, beschwerlich fand, und statt der gehaltenen Städte gern selbst Antheil an der vormundschaftlichen Regierung gehabt hätte. Die Ritterschaft verwarf daher die testamentarische Verfügung Otto's, ernannte Friedrich von Östreich zum Vormund der Prinzen, und ergriff unter dessen Anführung die Waffen. Sie ward aber durch Ludwig, der an der Spitze des oberbaiernischen Adels und der Städte gegen sie zu Felde zog, in dem Treffen bei Gamelsdorf völlig geschlagen (November 1313). Dieser Sieg entzweite den Herzog Ludwig zwar aufs neue mit seinem Bruder Rudolf, weil derselbe mit den Östreichern in geheimem Einverständnisse gestanden hatte, er verschaffte ihm aber andererseits nicht allein die Anerkennung seiner Vormundschaft über Niederbaiern, dessen Verwaltung er dann zum Nachtheil seiner Mündel in einen Besitz auf unbestimmte Zeit verwandelte, sondern er verhalf ihm sogar zur deutschen Kaiserwürde. Kurz vorher war nämlich Kaiser Heinrich VII. gestorben, und der Sohn und Bruder desselben, Johann von Böhmen und Balduin von Trier, suchten in Verbindung mit dem Freunde ihres Hauses, Peter Nischpaler von Mainz, einen Fürsten, den sie dem Herzog Friedrich von Östreich als Bewerber um die erledigte Kaiserwürde entgegenstellen könnten, weil Friedrich mit dem vertriebenen böhmischen König, Heinrich von Kärnthen (s. S. 106 f.), in enger Verbindung stand, und sogar für sich selbst Anspruch auf Böhmen machte. Einen solchen Fürsten glaubten Johann, Balduin und Peter in dem rüstigen und unternehmenden Herzog Ludwig zu finden, der seit dem Treffen bei Gamelsdorf durch die Vereinigung von Ober- und Niederbaiern doppelt mächtig geworden war. Sie versprachen, ihn auf den Kaiserthron zu erheben, und Ludwig nahm

ihr Anerbieten begierig an, weil er nach ritterlicher Weise seine Größe im Länderbesitz und im Glanz der äußeren Erscheinung suchte. Doch mußte er den drei Kurfürsten ihre Unterstützung damit bezahlen, daß er ihnen Güter und Rechte eines Reiches, das ihm noch gar nicht gehörte, im Voraus versprach.

An dem festgesetzten Wahltag (19. Oktober 1314) erschienen beide Bewerber und alle Kurfürsten außer dem Erzbischof von Köln, welcher durch besondere Umstände zu Hause zurückgehalten wurde und seine Stimme dem Kurfürsten von der Pfalz übertragen hatte, vor den Thoren von Frankfurt. Unter ihnen befand sich auch Heinrich von Kärnthen, der die Stimme von Böhmen in Anspruch nahm, sowie Rudolf von Sachsen-Wittenberg und Johann von Sachsen-Lauenburg, welche mit einander über die sächsische Stimme stritten. Heinrich von Kärnthen, Rudolf von Sachsen-Wittenberg und Ludwig's Bruder, Rudolf von der Pfalz, welche für Friedrich den Schönen von Österreich waren, lagerten sich mit diesem auf der linken Seite des Main's; Balduin von Trier dagegen, Peter von Mainz, Markgraf Waldemar der Große von Brandenburg und Herzog Johann von Sachsen-Lauenburg nebst ihrem Kandidaten, Ludwig von Baiern, besetzten das in einer Vorstadt von Frankfurt gelegene Wahlfeld. Jeder von beiden Theilen wählte am folgenden Tage seinen Kandidaten. Ludwig hatte die Mehrzahl der Stimmen für sich gehabt, und von den Fürsten, welche Friedrich wählten, war offenbar Heinrich von Kärnthen zur Wahl nicht berechtigt. Friedrich hatte auch noch den Nachtheil, daß Ludwig nach der Wahl nicht allein in Frankfurt eingelassen und dort feierlich als deutscher König ausgerufen wurde, sondern auch in Betreff der Krönung zu Aachen seinem Gegner zuvorkam.

Ein Bürgerkrieg war unvermeidlich, weil nur das Schwert zwischen den beiden Gegenkaisern und ihren Anhängern entscheiden konnte, und Deutschland war in Folge davon aufs neue in eine Anarchie geworfen, die bis zu Ludwig's Tode oder dreißig Jahre lang dauerte. Die Geschichte dieses Krieges zeigt übrigens, daß im Laufe des vierzehnten Jahrhunderts die Ritterschaft aus vielen Ursachen ebenso an Bedeutung verlor, als die Städte gewannen. Die Mehrzahl der Letzteren betrachtete Ludwig als ihren Schützer gegen Pfaffen und gegen ritterliche Räuber und

Dynasten, Friedrich aber als einen König des Adels. Als einen solchen zeigte ihn auch sein Bruder Leopold, der die eigentliche Seele der österreichischen Partei war, in dem 1315 ausbrechenden Kampfe mit den Schweizern der Urkantone. Diese erkannten Ludwig den Baiern als deutschen König an, und wurden von demselben gegen Friedrich, der sie in die Acht und zugleich durch zwei Prälaten in den Bann hatte thun lassen, nachdrücklich in Schutz genommen. Sie hatten aber auch die Ritterschaft von Südschwaben aufs neue gegen sich gereizt, und als daher Leopold die trüglichen Hirten und Bauern mit bewaffneter Hand zu demüthigen beschloß, gewährte ihm der größte Theil jenes Adels mit Freuden seinen Beistand. In ungemein großen Schaaren zogen die Ritter unter Leopold's Führung gegen die Schweizer zu Felde, welche dem Hauptheer ihrer Feinde nur dreizehnhundertfünfzig Mann entgegenstellten. Die Ritter würden wohl gesiegt haben, wenn sie auf die Verhältnisse der Örtlichkeit und auf den Unterschied der Bewaffnung Rücksicht genommen hätten, und nicht wie zu einem Turnier gerüstet in Gegenden gezogen wären, in denen kaum ein Saumroß zu gebrauchen war. Sie wollten durch den Engpaß Morgarten in die Urkantone einbrechen, während ein Theil von ihnen durch den für schwere Reiterei ungangbaren Brünig-Paß ziehen sollte, um den Feinden in den Rücken zu fallen. Die Schweizer vernichteten sie im Morgarten theils durch herabgewälzte Steinmassen, theils dadurch, daß sie von der Höhe her mit Keulen und Hellebarden auf die unbehülfsichen, schwerbewaffneten Reiter-schaaren eindrangen, denen der anliegende Egeri-See den Rückzug unmöglich machte. Die Ritter erlitten in anderthalb Stunden eine schreckliche Niederlage, welche den Ruhm begründete, dessen von jetzt an das Schweizer Fußvolk genossen hat (November 1315). Doch bestand der Hauptnachtheil, den die österreichischen Herzöge durch diesen Schlag erlitten, hauptsächlich darin, daß die Urkantone bald nachher auch ihre Nachbarn, welche bisher Östreich's Freunde geblieben waren, in ihren demokratischen Bund zogen. Ludwig der Baier bestätigte im nächsten Frühjahr den Schweizern ihre alten Freiheiten und Rechte, erklärte dagegen die österreichischen Herzöge in die Acht, und befahl, ihre Güter im Schweizer-Land als dem Reiche verfallen einzuziehen.

Der Krieg um die Königswürde wurde mehrere Jahre ohne Entscheidung geführt. Er bestand während dieser Zeit in bloßen Ritterfehden oder mit anderen Worten in Rauben, Brennen und Zerstören, und das Landvolk litt dadurch überall unsäglich. Dagegen war er für den streitbaren Theil der Nation oder für den rüstigen Adel und die geübtere Bürgermacht der Städte ungemein vortheilhaft. Leopold und Ludwig mit ihren Freunden trieben nämlich den Krieg wie eine Jagdpartie, sie übten nach der Sitte der Zeit abwechselnd Grausamkeit und Großmuth gegen einander, sie feierten in ihren Lagern Feste und Hochzeiten, aber sie verschafften auch durch Belagerungen, denen die Bürger und ihre Miliz zu widerstehen mußten, den Städten das Gefühl ihrer eigenen Stärke. Der Widerstand der Städte ward theils durch den Entsatz, welchen die Fürsten ihrer Partei ihnen brachten, möglich, theils durch den Geldmangel, der den Rittern selten erlaubte, lange vor einer Stadt gelagert zu bleiben, theils endlich durch die ganze Einrichtung des bürgerlichen Kriegswesens. Ubrigens waren die österreichischen Herzöge in den nächsten Jahren nach dem schweren Verlust, den ihre schwäbischen Kampfgenossen durch die Schweizer erlitten hatten, hauptsächlich damit beschäftigt, neue Kräfte zum Kampfe zu sammeln. Ludwig benutzte diese Zeit, um sich seines feindlichen Bruders in der Pfalz zu entledigen und dessen Gebiet mit dem seinigen zu vereinigen. Beide Brüder waren stets in Fehde gegen einander und lauerten Einer auf den Anderen, bis es endlich dem kräftigeren und fähigeren Ludwig gelang, den schwachen und lässigen Rudolf so sehr in die Enge zu treiben, daß dieser sich einen Vertrag abpressen ließ, durch welchen er alle seine Lande bis zur Beendigung des Krieges mit Osterreich an Ludwig abtrat (1317). Dieser zu München geschlossene Vertrag setzte also Ludwig in den Besitz des einzigen Theiles vom alten Herzogthum Baiern, der ihm bisher noch allein entzogen gewesen war. Rudolf begab sich unmittelbar darauf nach Osterreich, wo er zwei Jahre später starb.

Unterdessen hatten sich die österreichischen Herzöge aufs neue gerüstet, und der Krieg begann zwei Jahre nach dem Abschluß des Münchener Vertrags mit verdoppelter Wuth. Friedrich brach verwüstend in Baiern ein, während Leopold an der Spitze eines

mächtigen Heeres in die Rheingegend zog. Der Letztere, der in jeder Hinsicht Ludwig's furchtbarster Gegner war und blieb, sammelte von den Städten und der Ritterschaft des Oberrheins eine solche Kriegsmacht, daß wir ohne die urfundlichen Beweise den bloßen Angaben der Chroniken darüber keinen Glauben schenken würden. Als er auf Weihnachten 1319 die Belagerung der Stadt Speier begann, hatte er die Truppen von einundneunzig Herren und von sechszig Städten bei sich. Übrigens widerstand Speier, welches bis tief ins folgende Jahr hinein belagert und eingeschlossen ward, allen Angriffen seines mächtigen Gegners, und sein Beispiel könnte uns allein schon zeigen, wie bedeutend damals einzelne Städte waren, und welch kräftigen Schutz die Mauern und der Muth der Bürger in Zeiten gewährten, wo der Krieg zwar als Gewerbe und als Vergnügen, nicht aber als Wissenschaft getrieben ward.

Im Jahre 1322 hatte Leopold durch einen Einfall in den an Schwaben und Böhmen grenzenden Theil von Baiern Ludwig bereits aufs Äußerste gebracht, als Friedrich thörichter Weise und zur großen Freude seines Gegners den Entschluß faßte, den Streit mit Einem Schlage zu entscheiden, ohne sich vorher mit seinem Bruder vereinigt zu haben. Friedrich sammelte zu diesem Zweck seine ganze aus Östreichern und ungarischen Hülfstruppen bestehende Macht, und wählte zum Einbruch in Baiern einen für seinen Gegner sehr günstigen Zeitpunkt; denn Ludwig hatte gerade kurz vorher Gelegenheit gefunden, die beiden Häupter des luxemburgischen Hauses, die sich in der letzten Zeit neutral, ja fast feindlich gegen ihn verhalten hatten, auf Unkosten des Reiches wieder zu gewinnen. Dem Erzbischof Balduin von Trier nämlich und seinem Bisthum ertheilte Ludwig neue Privilegien und Rechte, und Johann von Böhmen ward von ihm mit Reichsgütern bereichert, welche nach dem Tode des Markgrafen Waldemar des Großen von Brandenburg und seines Neffen Heinrich von Landsberg dem Mächtigsten oder Schlauesten als Beute preisgegeben waren. Waldemar und Heinrich waren die letzten Sprößlinge des anhaltischen oder askanischen Hauses in Brandenburg (s. Th. VI. S. 423 f.), nach dessen Aussterben (1320) sogleich viele Prätendenten austraten und einzelne Theile des erledigten Fürstenthums

an sich rissen. Diese bedurften, um ihren Raub oder ihre zweifelhaften Rechte zu sichern, kaiserlicher Diplome, und unter ihnen befand sich auch Johann von Böhmen. Ludwig, der die Hülfe desselben nöthig hatte, ertheilte ihm Urkunden über alle Reichsgüter in der Lausitz und über die Markgrafschaft Ramez und Baugen, welche Waldemar besessen hatte; er gewann dadurch Johann ganz für sich, und erhielt jetzt sowohl von diesem, als von Balduin Hülfsstruppen. Ein anderer günstiger Umstand für Ludwig war, daß Friedrich von Österreich, als er mit seiner ganzen Macht in Baiern einzubrechen beschloß, sein Heer nicht eher über die Grenze zu bringen vermochte, als bis der Sommer verflossen war; denn seine ungarischen und kumanischen Hülfsstruppen, welche fast zwei Drittel des Heeres bildeten, und sogar seine österreichischen Schaaren ließen sich nicht abhalten, erst im Lande ihres Führers selbst zu rauben und zu morden, ehe sie gegen Baiern weiter zogen. Ludwig erhielt dadurch hinlängliche Zeit, die Seinigen zu sammeln und die von Balduin gesandten Ritter, sowie das Heer, welches Johann von Böhmen ihm zuführte, an sich zu ziehen. Auch Leopold hatte sich, ehe er aus dem Elsaß und aus Schwaben abzog, unbesonnener Weise aufhalten lassen, und war erst bis an den Lech gekommen, als sein Bruder bereits den Baiern am Inn gegenüberstand und sich zu einem entscheidenden Treffen anschickte. Der Zusammenhang zwischen den beiden Brüdern war abgeschnitten, und ihre gegenseitigen Boten wurden von den Baiern aufgefangen.

Die Schlacht wurde am 28. September 1322 in der Nähe von Mühldorf und Ampfing geliefert. Friedrich selbst und sein Bruder Heinrich führten das österreichische Heer an, bei den Baiern commandirten Johann von Böhmen und der junge Heinrich von Niederbaiern, sein Schwiegersohn, auf dem linken Flügel, der Burggraf Friedrich von Nürnberg auf dem rechten. Den Oberbefehl überließ König Ludwig einem Andern, dem er mehr Erfahrung zutraute, als sich selbst. Dies war der alte Siegfried Schweggermann, ein geringer Edelmann aus der Gegend von Nürnberg. Er hatte im Dienste der Stadt Nürnberg die eigentliche Kriegskunst vollkommen erlernt, war aber dagegen in Hinsicht auf Anzug, Manieren u. dergl. weit hinter seinen

Standesgenossen zurückgeblieben. Er ward deshalb von dem hohen Adel im bayerischen Heere nur geringer Aufmerksamkeit werth gehalten, weil dieser jede Art von Wissenschaft verachtete und damals, wie jetzt, Repräsentation, äußere Erscheinung und Pracht weit höher stellte, als das Verdienst, und doch verdankte man der Leitung Schweppermann's den Gewinn der Schlacht; es gereicht daher dem König Ludwig zum Ruhme, daß er ungeachtet des Spöttelns der vornehmen Herren den alten Mann frei schalten ließ. Die trefflichen Anordnungen Schweppermann's verglichen mit der Unordnung bei den Östreichern zeigen übrigens ganz deutlich, warum die Ritterschaft, welche die eigentliche Kriegskunst verschmähte, sowohl bei Morgarten im Kampfe mit Hirten und Bauern, als anderwärts den Truppen der Städte gegenüber unterlag. Indessen trug auch die Nähe des Inn-Flusses und die patriotische Mitwirkung der Mönche von Fürstenseld nicht wenig dazu bei, daß die Baiern einen vollständigen Sieg davon trugen. Die Mönche von Fürstenseld hatten den zwei Boten des Herzogs Leopold, der durch einen eiligen Marsch die Niederlage hätte hindern können, die Pferde weggenommen; der Inn aber erschwerte den geschlagenen Östreichern die Flucht oder machte dieselbe vielmehr unmöglich, so daß nicht bloß die Anführer, sondern auch ganze Schaaren von Rittern gefangen wurden. Auch Friedrich der Schöne und sein Bruder Heinrich fielen in die Hände der Baiern. Ludwig überließ den Letzteren dem König Johann von Böhmen, der denselben auf eines seiner Schlösser führte und dort, um großes Lösegeld von ihm herauszupeinigen, acht Wochen lang gleich dem gemeinsten Verbrecher in schweren Ketten verwahren ließ; Friedrich dagegen wurde zuerst den Bürgern von Regensburg als Unterpfand für geliehenes Geld übergeben, dann ließ ihn Ludwig auf die Burg Trausnitz bei Nabburg bringen, wo der Gefangene ebenso, wie vorher in Regensburg, mit Anstand behandelt ward. Übrigens verdient es kaum einer Erwähnung, daß ein elender bayerischer Mönch, Volkmar, der die von ihm erlebten Dinge mit der ganzen Niedrigkeit einer sflavisch geborenen und sflavisch erzogenen und gebildeten Seele erzählt, die beiden gefangenen Herzöge in der Angst um ihr Leben heulend und weinend vor Ludwig niederfallen läßt. Derselbe Mönch, der auf so ge-

meine Weise seinem Fürsten zu schmeicheln sucht, ist indessen doch aufrichtig genug einzugestehen, daß Ludwig nicht rathsam gefunden habe, den Herzog Leopold auf dem Schlachtfelde zu erwarten, sondern daß er aus Furcht vor ihm nach Öttingen gezogen sei. Die Furcht wäre nicht nöthig gewesen, da Leopold auf die Nachricht vom Ausgange der Schlacht sich sogleich nach Schwaben zurückgewendet hatte.

4. Italien und die Päbste von Heinrich's VII. Tod an bis auf den völligen Bruch zwischen Johann XXII. und Ludwig dem Baiern.

Während des Streites um das deutsche Kaiserthum war in Italien alle Verbindung zwischen den einzelnen Staaten abgebrochen, jeder Staat und jede Stadt regierte sich selbst oder ward von einem oder mehreren Tyrannen gedrückt. Robert von Neapel, welcher außer Neapel auch die Provence und einen Theil von Piemont beherrschte, machte zwar seine Reichsstatthalterschaft als Haupt der Guelfen und als Schützer der Rechte des abwesenden Papstes in Rom, in Toscana und in der Lombardei geltend; aber weder er noch der Papst konnte verhindern, daß an allen Ecken und Enden eines Landes, welches damals an Reichthum das ganze übrige Europa übertraf, Raub und Krieg wütheten. Bei dieser anarchischen Freiheit und durch sie blühten indessen Verkehr, Handel, Gewerbe, Wissenschaft, Künste und Poesie in wunderbarer Fülle auf. Die Geldgeschäfte und der Handel mit den Erzeugnissen des ganzen Orients waren im ausschließlichen Besitze der Italiäner, die süddeutschen Städte lernten Beides, sowie den Tuchhandel, die Glas-, Spiegel- und Seide-Fabrikation, die künstliche Verarbeitung des Goldes und Silbers und die Färberei in Mailand, Venedig, Genua und Brescia, und Ludwig der Baiern wußte, um seine Stadt München emporzubringen oder den Nürnbergern und Augsburgern Beweise seiner Gunst zu geben, nichts Besseres zu thun, als daß er ihnen einen größeren Antheil am Handel der Italiäner verschaffte. Die Florentiner waren die Bankiers der Könige und Fürsten, der Ritter und Prälaten, sie waren außerdem als Seidenfabrikanten in ganz Europa verbreitet, und standen besonders mit den Flämmingern, von denen sie als Tuchfabrikanten

übertroffen wurden, in sehr genauer Verbindung. Daß Poesie und Prosa zugleich mit den bildenden Künsten in dieser durch Gräuel der Verwüstung, durch Grausamkeit, Treulosigkeit und Tyrannei, wie durch Freiheit, durch Kraft, durch Begeisterung für Recht und Vaterland ausgezeichneten Zeit Italiens zur höchsten Blüthe gelangten, bedarf nur der Andeutung; denn Dante, Petrarca, Villani, Boccaccio und die Bauwerke des dreizehnten und vierzehnten Jahrhunderts sind zu bekannt, als daß ein besonderer Beweis nöthig wäre.

In Sicilien trogte König Friedrich II. den wiederholten Angriffen seines mächtigen Nachbarn in Unteritalien, der ihn weder als rechtmäßigen Beherrscher der Insel anerkennen, noch auch förmlichen Frieden mit ihm schließen wollte. Friedrich war durch seine Flotte mächtig, und hatte auch jenseit der Meerenge von Messina viele Seeplätze besetzt; nichts desto weniger konnte er, als Heinrich gestorben war, den mit diesem verabredeten Zug gegen Neapel unmöglich allein ausführen. In Mittelitalien standen Florenz und Pisa an der Spitze der beiden feindseligen Parteien, in welche die ganze Halbinsel getheilt war; denn wie der Kaiser stets auf Pisa fest vertrauen konnte, so war Florenz als eine vom Reiche und dessen Haupte völlig getrennte Stadt anzusehen. Doch hatte sich in Florenz noch nicht, wie in den meisten lombardischen Städten, eine besondere Familie oder ein einzelner Mann erhoben, der es hätte wagen können, nach einer unumschränkten Gewalt zu trachten.

Unter den lombardischen Städten war Mailand die reichste und mächtigste; gerade in dem nächsten Jahrzehnt nach Heinrich's VII. Tod aber gründete dort das Haus Visconti auf den Trümmern der Torre eine fürstliche Macht, und Matthäus Visconti, der Schöpfer derselben, wußte die Umstände zur Befestigung seiner Herrschaft in und außer Mailand meisterhaft zu benutzen. Wenige Stifter von fürstlichen Dynastien, welche durch ehrgeizige Schmeichler eines kurzen demokratischen Taumels geschaffen und durch gedungene Schergen bewacht und bewahrt worden sind, waren glücklicher oder auch schlauer, als Matthäus. Nachdem er sich durch Überlistung des Guido della Torre und durch Täuschung Heinrich's VII. seinen früheren Einfluß in Mailand wieder ver-

schafft hatte (s. S. 116 f.), bewies er großen Eifer für den Kaiser, und ward ihm besonders bei der Belagerung vom Brescia sehr nützlich. Heinrich belohnte seine Dienste dadurch, daß er ihm das Reichsvicariat, welches Matthäus schon einmal von den Kaisern Adolf und Albrecht erhalten hatte, wieder erteilte (1311). Zwar unterlagen dem Beherrscher von Mailand damals die Städte, die er früher beherrscht hatte, keineswegs, und noch weniger die ganze Lombardei; allein Matthäus wußte doch dazu zu gelangen, und gebrauchte zur Erreichung dieses Zweckes den vom Kaiser zurückgelassenen Generalstatthalter der Lombardei, Werner von Homberg, als Werkzeug. Werner war ein bloßer Haudegen, verstand mit Italiänern gar nicht umzugehen, und hatte nicht den geringsten Anhang im Lande; Matthäus benahm sich gegen ihn, je nachdem die Umstände es forderten, bald als Freund, bald als Gegner, und so fiel ihm endlich von selbst zu, was Werner nicht behaupten konnte. In Verbindung mit seinem Sohne, Galeazzo I., welcher zuerst kaiserlicher Statthalter in Piacenza war und sich dann von den Bürgern der Stadt zu ihrem Herrscher ausrufen ließ, besiegte er die guelfischen Herren vom Lodi, Pavia und anderen Städten, nahm Alberto Scotto, den Urheber seines früheren Sturzes (s. Th. VII. S. 391), gefangen, und vernichtete dann auf eine schlaue Art alle geheimen Anhänger des Hauses Torre mit Einem Schlage. Er lockte nämlich die Hülfstruppen, welche Robert von Neapel auf Bitten der Torre in die Lombardei geschickt hatte, bis in die Vorstädte von Mailand, und schlug sie dann nicht allein mit großem Verlust zurück, sondern verwickelte in ihr Unglück auch alle Anhänger des Hauses Torre, welche bei der Gelegenheit die Maske abgeworfen und die Waffen ergriffen hatten. Auch in anderen Gegenden der Lombardei, ja selbst in Toscana kämpften die Ghibellinen mit Glück gegen die Guelfen und ihr Haupt, Robert. Der Beherrscher von Verona, Can della Scala (s. Th. VII. S. 387), entriß den Paduanern den Besitz von Vicenza. Die ghibellinische Familie der Interminelli, welche früher aus Lucca getrieben worden war, kehrte 1314 mit Hülfe der Pisaner dahin zurück, und als die Florentiner, unterstützt von Robert, einen Angriff auf sie machten, erlitten sie eine vollständige Niederlage. Castruccio Castracani, ein Mann aus dieser

Familie, der als einer jener Raubritter, welche damals in Deutschland und Italien die Straßen unsicher machten, seine Laufbahn eröffnete, nachher aber als Hauptstüze des Kaisers Ludwig berühmt und als das von Machiavelli aufgestellte Muster eines wahren italienischen Patrioten unsterblich geworden ist, warf sich zum Herrn von Lucca auf, und verstand besser, als irgend ein Anderer, seine Herrschaft militärisch zu behaupten. Mantua und Modena gehorchten damals ebenfalls ghibellinischen Herren, und Matthäus versagte zuletzt nicht nur Robert's Statthalter aus den guelfischen Städten Piemont's, sondern besetzte auch nach einander Pavia, Como, Bergamo und Alessandria.

Um dieselbe Zeit, als die Ghibellinen fast allenthalben in Oberitalien das Übergewicht über die guelfische, päpstliche und französische Partei erhielten, ward der Streit geendigt, welcher über den Besitz von Ferrara zwischen dem römischen Stuhl und der Republik Venedig entstanden war (s. oben S. 111 f.). Dieser Streit ist aus dem Grunde merkwürdig, weil er uns zeigt, welchen Gebrauch die Päpste von ihrer angemessenen Gewalt in weltlichen Dingen machten, und wie jene Handelsstadt zum Unterschied von den guten Deutschen sich durch rührende Reden und pomphafte Formeln nicht beugen ließ, sondern der Anmaßung und Schlaueit der Päpste Kraft und Klugheit entgegensetzte. Es ist um so nützlicher, dies durch Anführung der nackten Thatfachen klar zu machen, je geneigter der gelehrte, grübelnde, schwärmende Deutsche noch immer ist, aus gesetzlichen Bestimmungen und geduldigen Pergamenten, aus Reden und Briefen der Geistlichen, aus Gedichten und Liedern, sowie aus gerichtlichen Handlungen und Formeln jener Zeiten sich ein romantisches, ideales, theoretisches Mittelalter zu schaffen, welches nie und nirgends wirklich gewesen ist. Schon gegen das Ende des dreizehnten Jahrhunderts hatte der römische Hof mit der Republik Venedig ebenso zu verfahren gesucht, wie mit den anderen Staaten; die Venetianer hatten sich aber kräftiger widersetzt, als diese, weil ihre aristokratische Regierung, wenn es Handel, Geld und weltliche Macht galt, immer einig war, während im übrigen Europa die sonderbare Mischung von Recht, Gewalt und Religion und der Widerstreit bürgerlicher, ritterlicher, pfäffischer und monarchischer Interessen selten ein ge-

meinschaftliches Handeln erlaubte. Die Republik hatte 1285 den Pabst Martin IV., der sie gegen alles Völkerrecht zur Unterstützung seines Schüglings Karl II. zwingen wollte (s. Th. VII. S. 335), mit seiner Forderung abgewiesen, und Martin schleuderte dafür seinen Bannstrahl auf sie. Dieser zündete jedoch nicht, und der kluge römische Hof sah sich durch die Festigkeit der Republik bald genöthigt, unter einem passenden Vorwand, an dem es ihm in bedenklichen Verhältnissen nie gefehlt hat, zurückzuweichen und den Bann wieder aufzuheben. Bei dem neuen Streite, welcher vierundzwanzig Jahre später über den Besitz der Stadt Ferrara entstand, ging Pabst Clemens V. so weit, daß er gegen Venedig einen Bannfluch aussprach, der in den furchtbarsten, eines weltlichen, geschweige denn eines geistlichen Richters oder Herrschers unwürdigen, ja ganz unanständigen Ausdrücken abgefaßt war, und nicht blos die Regierung, sondern das ganze Volk bis auf den geringsten Bettler herab traf; denn der Pabst hob außer dem Gottesdienst auch die ganze Rechtsverwaltung und Regierung auf, indem er alle Beamten für ehrlos und außer dem Gesetze stehend erklärte, und fügte sogar noch hinzu, daß alle Venetianer als Sklaven und alle ihre Waaren als gute Beute der Habgier eines jeden preisgegeben seien, und daß der gegen sie geübte Raub und Mord geseglich und sogar verdienstlich wäre. Er verfolgte die venetianischen Handelsleute und Waaren durch besondere Ausschreiben sogar bis nach Armenien hin, und die Milizen des Pabstes, die Mönche aller Farben und Ruten, waren ungemein geschäftig, diese Briefe in jeden Winkel des Orients zu tragen. Clemens hatte diesmal gut gerechnet; denn die Habgier und Eifersucht der Genuesen, der Pisaner und anderer Nebenbuhler Venedig's verliehen seinem Bann eine ungewöhnliche neue Kraft, und jeder Räuber freute sich, daß das Haupt der Kirche sein Gewerbe für erlaubt und selbst für verdienstlich erklärt habe. Nichts desto weniger blieb der venetianische Senat einige Jahre hindurch standhaft, und würde sich überhaupt nie gebeugt haben, wenn nicht das Volk, das seinen Handel und Erwerb überall gestört, seine persönliche Sicherheit überall gefährdet sah, dringend die Ausöhnung mit dem Pabste verlangt hätte. Die Venetianer boten daher eine Unterhandlung an, und der Pabst, erfreut über

den Erfolg einer unerhörten Kühnheit, nahm im Jahre 1313, nachdem er sich lange hatte bitten lassen, seinen Fluch gegen hunderttausend Goldgulden zurück, eine Summe, welche, wenn man den verschiedenen Werth des Geldes in Anschlag bringt, etwa zehn Millionen Gulden oder sechs Millionen Thaler unseres Geldes beträgt. Bald nachdem dieses Geld an den Schatz des gierigen Franzosen in Avignon abgeliefert worden war, sollte noch eine andere weit größere Summe, welche durch päpstliche Legaten in Italien zusammengebracht worden war, dahin geschafft werden; denn Italien war damals für die französischen Päbste eine ebenso reiche Goldquelle, als Deutschland und Holland am Anfange unseres Jahrhunderts für französische Marschälle gewesen sind. Dieses Geld gelangte jedoch nicht an den Ort seiner Bestimmung, weil einige ghibellinische Fürsten im Gebiete von Modena den Markgrafen von Ancona, einen Verwandten des Papstes, der dasselbe geleitete, überfielen, ihn selbst nebst vierzig Reitern tödteten, und sich seines Schazes bemächtigten. Auch bei dieser Gelegenheit verfuhr der Papst ebenso, wie vorher im Streite mit Venedig: außer den Räubern wurden auch alle Bewohner von Modena in den Bann gethan, und unschuldige Bürger mußten also für das, was einige Ritter gesündigt hatten, büßen.

Als Clemens im April 1314 gestorben war, schob sich die Wahl eines neuen Papstes über zwei Jahre lang hinaus, weil die Italiäner unter den Kardinälen sich standhaft weigerten, einem Franzosen ihre Stimme zu geben, obgleich zwei Verwandte des letzten Papstes, um die Ernennung eines französischen Geistlichen zu erzwingen, die Häuser jener Kardinäle in Brand steckten und sie selbst beinahe tödteten. Endlich lockte ein französischer Prinz die Kardinäle unter dem Versprechen völliger Freiheit nach Lyon, und nachdem er sie hier eingeschlossen hatte, lenkte einer unter ihnen, Napoleon Orsini, die Wahl auf den Minoriten Jakob von Cahors, eine Creatur der in Neapel herrschenden französischen Familie (7. August 1316). Dieser Mann war von Geburt ein Franzose und ebenso geizig und habfüchtig, als im kanonischen Recht und in der Theologie gründlich bewandert. Er gab sich als Papst den Namen Johann XXII., und bewies sogleich blinde Ergebenheit für Frankreich und für den neapolitanischen König,

dessen Kanzler er kurz vorher gewesen war; denn er begann seine Regierung damit, daß er Robert zum römischen Senator oder zu dem des Kaisers Stelle vertretenden Regenten von Rom (s. Th. VII. S. 314) ernannte, und suchte gleich nachher durch besondere Verordnungen die Herrschaft von Italien in die Gewalt der Kirche oder mit anderen Worten in die der Guelfen und Franzosen zu bringen. Er erklärte nämlich nicht allein das gegen Robert erlassene kaiserliche Urtheil für nichtig und ungültig, sondern drang auch die anmaßenden Verordnungen oder Constitutionen seines Vorgängers, die sogenannten Clementinen, den Deutschen und Spaniern auf. Die anderen Nationen waren vorsichtig und klug genug, sich mit ihren Regenten gegen den Papst zu vereinigen und den Trug der Pfaffen mit ritterlichem Stolz und bürgerlichem Trotz von sich abzuweisen. In diesen unerhörten Verordnungen, welche nachher einen Theil des geistlichen Rechtes oder des Gesetzbuches der Hierarchie bildeten, ist als unumstößlicher Rechtsgrundsatz die Behauptung ausgesprochen, daß während eines Zwischenreiches die ganze kaiserliche Gewalt beim Papste sei, und daß der vom Kaiser bei der päpstlichen Krönung geleistete Eid ein Eid der Treue oder ein Vasallen-Eid sei. Der Nachfolger jenes göttlichen Friedensboten, den der Satan vergebens vom Lehren, Leiden und Dulden zum Herrschen, Schwelgen und Glänzen zu locken suchte, maßte sich also die Obergewalt über das Reich der Deutschen und über ihre weltlichen Regenten an, und behauptete mit derselben so schalten zu können, wie es ihm und den Franzosen und Italiänern, die seine Kardinäle seien, gefalle. Das ward indessen doch sogar den frommen und demüthigen Deutschen zu arg; es erhob sich, wie wir sehen werden, darüber ein Kampf, der fast ein halbes Jahrhundert hindurch fort dauerte, und den späterhin selbst ein Sklave des Papstes, der Kaiser Karl IV., durch die Abfassung eines Reichsgrundgesetzes so zu beenden suchte, daß der Anmaßung des Papstes zwar nicht ausdrücklich widersprochen, wohl aber zuvorgekommen wurde.

In Folge des Grundsatzes, nach welchem beim Tode eines Kaisers die Gewalt desselben auf den Papst übergehe, erklärte Johann jede von Heinrich VII. übertragene Macht für erloschen, und belegte Alle, welche ohne päpstliche Bestätigung ein von dem-

selben erhaltenes Amt zu bekleiden fortfahren würden, mit dem Banne. Den beiden Gegenkönigen in Deutschland zeigte er zwar seine Erwählung zum Pabst an, er nannte aber dabei, um nachher den demüthigsten von ihnen wählen zu können, Beide nur erwählte römische Könige, und wies gleich darauf die Gesandten, welche Beide an ihn schickten, zurück. Fast zu derselben Zeit gab er dem Könige von Frankreich in einem officiellen Schreiben einen derben Verweis darüber, daß er sich in der Kirche nicht andächtig benehme und während der Messe plaudere. Wie sehr mußte er daher, bei einer solchen Meinung von seinem Rechte über Könige und Fürsten, erbittert werden, als die Ghibellinen in Italien sich um seine Befehle, Diplome und Flüche nichts kümmerten! Matthäus Visconti legte zwar dem päpstlichen Gebote gemäß das Reichsvicariat nieder, weil er keine Lust hatte, für die Vertheidigung der Rechte des deutschen Reiches ein Märtyrer zu werden; er ließ sich aber, ohne den Pabst zu fragen, zum Beherrscher von Mailand ausrufen, verband sich mit anderen Fürsten gegen Robert von Neapel, und leistete den aus Genua vertriebenen Ghibellinen nachdrückliche Hülfe gegen ihre guelfischen Mitbürger und gegen Robert, dem diese die höchste Gewalt in der Stadt übertragen hatten. Johann brachte hierauf durch Kreuzespredigt ein sehr ansehnliches Heer zusammen, und schickte den nachherigen französischen König Philipp VI., den er zum Vicar neben Robert ernannte, an der Spitze desselben gegen Mailand. Philipp kehrte aber, wahrscheinlich durch Geld bestochen, sogleich wieder nach Frankreich zurück, und zwar zu derselben Zeit, als auch Friedrich von Sicilien mit seiner Flotte vor Genua erschien, um den Ghibellinen bei der Belagerung der Stadt Hülfe zu leisten. Jetzt schleuderte Johann gegen Matthäus einen Bannfluch, der dem zwölf Jahre früher von Clemens gegen Venedig ausgesprochenen gleich war; denn es wurde nicht nur Matthäus selbst mit dem Bann belegt, sondern auch seine Familie und seine Unterthanen für Ungläubige und Keger erklärt und gleich den Saracenen mit ihrer Person und ihrem Gute einem Jeden als Eigenthum angeboten. Da ein solcher Fluch, der die Rechte von Tausenden mit dem Untergange bedrohte, ohne den Nachdruck weltlicher Waffen ganz lächerlich gewesen wäre, so nahm Johann einen Kriegsmann, der

sich in Robert's Diensten berühmt gemacht hatte, Raimund von Cardona, nebst seinen Miethlingen in Sold, und übergab ihm den Oberbefehl des päpstlichen Heeres. Zu gleicher Zeit bewogen die Guelfen Friedrich's des Schönen Bruder, Heinrich, durch hunderttausend Gulden, ihnen mit zweitausend Reitern zu Hülfe zu kommen. Auch dieser zog jedoch bald wieder nach Hause, weil sein Bruder, welcher damals den Streit mit Ludwig zur Entscheidung bringen wollte, seiner bedurfte, und die Ghibellinen beschleunigten seinen Abzug durch ein Geschenk von sechszigtausend Gulden.

Gleich nachher (Juni 1322) starb Matthäus Visconti, und zwar, was bei einem solchen Manne sonderbar genug ist, in den größten Gewissensängsten wegen des päpstlichen Bannfluches. Sein ältester Sohn, Galeazzo I., folgte ihm als Beherrscher von Mailand, mußte aber schon nach wenigen Monaten aus der Stadt entfliehen, weil entweder die Bürger schlechterdings vom Kirchenbann frei werden wollten, oder weil man die in seinem Dienste stehenden Söldner von ihm abziehen wußte. Raimund und der päpstliche Cardinal-Legat, Bertrand von Poggetto, rückten in die Stadt ein und stellten die Republik wieder her; die Mailänder riefen aber schon im December Galeazzo zurück, weil ihnen eine päpstlich-republikanische Regierung weit weniger behagte, als eine monarchische. Jetzt sammelten der Papst und die Guelfen alle ihre Kräfte, um nicht nur Mailand, sondern die ganze Lombardie zu unterwerfen, und auch Robert, welcher damals Genua besetzt hatte, sollte dabei mitwirken. Man brachte ein Heer von vierzigtausend Mann zusammen, welches unter den Oberbefehl Raimund's von Cardona gestellt ward, und außer den Guelfen eine ansehnliche Menge catalonischer, deutscher und schweizer Söldner enthielt. Die Deutschen hatten sich in großer Zahl anwerben lassen, weil der Kriegsdienst damals bei ihnen das einträglichste Gewerbe war, dem sich ein freier Mann widmen konnte; denn wir ersehen aus urkundlichen Angaben, daß bei Heinrich's VII. Römerzug ein Fährndrich dreißig und ein Reiter zwanzig Mark oder hundertvierzig Goldgulden erhielt, und daß Eduard III. von England während der Belagerung von Calais jedem deutschen Ritter für Pferde, Sattel und Zeug außer dem Solde achtzig und

jedem Knappen sechszig Thaler bezahlen ließ, obgleich damals ein Ochse nicht mehr als einen Thaler kostete. Das päpstliche Heer eroberte Alessandria, Tortona und Piacenza, schlug die Mailänder auf offenem Felde, und würde ihre Stadt wieder erobert haben, wenn Raimund seinen zweiten Sieg verfolgt hätte (1323). Die Vertreibung der Visconti aus Mailand schien daher ganz unfehlbar, und bereits hatten sogar auch die angesehensten Ghibellinen, wie Can della Scala und die Este, italienischer Politik getreu, sich von Galeazzo zurückgezogen und die Ausöhnung mit dem Papste entweder schon erkaufte oder doch nachgesucht, als Johann XXII. plötzlich durch Ludwig den Baiern um die Frucht aller seiner Mühen und Kosten gebracht wurde. Galeazzo wandte sich nämlich, als er aufs Äußerste gebracht war, an Ludwig, welcher kurz vorher die Schlacht bei Ampfing gewonnen und seinen Gegner Friedrich gefangen genommen hatte, und Ludwig schickte als Reichsoberhaupt zuerst drei deutsche Fürsten, um den Streit zwischen Galeazzo und dem Papste freundlich zu vermitteln. Diese richteten durchaus nichts aus, und wurden von dem Cardinal-Legaten mit der Erklärung zurückgewiesen, daß Galeazzo nicht als Reichsvasall, sondern als Keger und Ungläubiger bekriegt werde, und daß man deshalb hoffe, Ludwig werde denselben nicht in Schutz nehmen wollen. Der Kaiser wußte jedoch dem Cardinal den Vorwand, er führe nicht gegen die Reichsstadt Mailand, sondern gegen den Keger Krieg, auf schlaue Weise zu nehmen. Er schickte den Grafen von Neuffen mit einigen hundert Reitern ab, und schon die Erscheinung dieses Bevollmächtigten stellte das kaiserliche Ansehen so sehr wieder her, daß die Ghibellinen, welche bereits ganz oder halb zur päpstlichen Partei übergetreten waren, dem Cardinal sogleich erklärten, sie müßten dem Gebote des Kaisers Folge leisten und Mailand retten helfen. Mit den Hülfsstruppen derselben verstärkt, zog der Graf von Neuffen nach Mailand, und ließ hier, um jenen Vorwand des Cardinals zu vernichten, Galeazzo auf einige Zeit von der Herrschaft zurücktreten. Dann übernahm er den Oberbefehl, und schlug das päpstliche Heer in die Flucht.

Die Vereitelung eines mit so großen Kosten unternommenen Kriegszuges erbitterte den Papst im höchsten Grade. Er richtete daher sogleich seine geistlichen Waffen gegen Ludwig. Er lud ihn

(Oktober 1323) durch einen Anschlag an die Kathedrale von Avignon unter Androhung des Bannes vor sich, um Rechenschaft darüber zu geben, daß er, ohne die päpstliche Entscheidung abzuwarten, sich einen deutschen und römischen König nenne, und der heftige Mönch war unverschämt genug, unter den vielen sophistisch-dogmatischen Ursachen seiner Unzufriedenheit mit Ludwig auch den politischen Grund anzuführen, daß derselbe ihn gehindert habe, Herr von Mailand zu werden. Glücklicher Weise machte Johann, gerade als er so die wichtigsten weltlichen Angelegenheiten in geistliche verwandeln wollte, durch Einmischung in lächerliche Mönchsstreitigkeiten sich selbst verhaßt und der Ketzerei verdächtig. Ein Theil der Franziskaner nämlich hatte sich von dem übrigen Orden getrennt und eine strengere Regel aufgestellt; diese Partei oder, wie sie genannt wurde, die Minoriten behaupteten: sowie Christus und die Apostel gar kein Eigenthum gehabt hätten, so dürfe auch ihr Orden als eigentlicher Bettelorden und als strenge Nachahmung der Verbindung Christi und der Apostel keines haben, es gehöre also alles, was sie besäßen und was ihnen durch Vermächtnisse und Schenkungen zufalle, dem Papste und der Kirche, die ihnen nur so viel, als jedes Mal zum nothdürftigen Gebrauch erfordert würde, davon geben dürften. Außerdem machten die Minoriten allerlei Einwendungen gegen die Kleidung und die Lebensordnung der weniger strengen Ordensbrüder. Diese Behauptungen erklärte der Papst zu derselben Zeit für irrig und keizerisch, als er den geistlichen Krieg mit Ludwig und seinen Hof-Theologen beginnen wollte. Er erfuhr jedoch bald genug, daß er sich dadurch gerade diejenigen Leute zu unversöhnlichen Feinden gemacht habe, welche sonst in diesem Kriege seine besten Generale und Soldaten gewesen sein würden; denn die Minoriten standen aus sehr vielen Ursachen dem Volke näher, als alle anderen Mönche und als die ganze übrige Menge der entarteten Geistlichkeit, und die vorzüglichsten Lehrer der Dogmatik und des kanonischen Rechts, besonders aber die Meister der spitzfindigen Scholastik, gehörten zu ihnen. Übrigens zeigte sich im Anfange des Streits auch Ludwig als einen Feind derselben und in der ersten Appellation oder Rechtfertigungsschrift gegen Johann, die er als ein Manifest für ganz Europa veröffentlichten ließ, machte er dem Papste sogar einen

Vorwurf daraus, daß er den Minoriten seinen Schutz verleihe, und sich dadurch als einen Beförderer der Feinde des Christenthums erweise. Bald nachher setzte aber Johann den Ordensgeneral, Michael von Cesena, ab, zerfiel ganz mit den Minoriten, und veranlaßte dadurch den Kaiser, mit ihnen gemeinschaftliche Sache gegen den politischen Papst zu machen. Die Minoriten, durch Talente und Gelehrsamkeit ausgezeichnet, durch ihren Heiligschein ehrwürdig, durch ihre Armuth kräftig und kühn wie die Apostel, leisteten nachher dem Kaiser die besten Dienste gegen den Papst.

Ludwig verfuhr in seinem Kampfe von Anfang an bei weitem nicht so streng und consequent, als der Papst. Er begann mit zwei gleichzeitigen Maßregeln, die einander widersprachen; denn er ließ durch drei Bevollmächtigte, welche er (November 1323) nach Avignon schickte, den Papst demüthig und flehend um Gehör bitten, und protestirte gleich darauf (December) vor einem Reichshof in Nürnberg feierlich gegen das päpstliche Verfahren, indem er dabei zugleich des Reiches Rechte verwahrte und sogar an ein künftiges Concil appellirte. Die Schrift, in welcher er dies that, ist seine kurz zuvor erwähnte erste Appellation. Der Papst gab den Abgeordneten des Kaisers nicht eher Gehör, als bis er ausgekundschaftet hatte, daß diese gutmüthigen Deutschen in Bezug auf alles das, worüber man im südlichen Frankreich und in Italien schon damals lachte und spottete, so sehr von Ehrfurcht und Aberglauben erfüllt seien, daß man ihnen getrost Alles sagen und bieten dürfe. Dann gab er ihnen einen recht schnöden Bescheid, und ließ, durch ihr Benehmen erdreistet, eine zweite Sentenz an die Kirchenthür in Avignon anschlagen, vermöge deren der deutsche Kaiser aufs neue vorgeladen und drohend aufgefordert wurde, seinen angemagten Titel innerhalb zweier Monate abzulegen. Johann vertraute bei diesen unerhörten Schritten auf Robert und seine Guelfen, die keinen Kaiser in Italien haben wollten, auf den König Karl IV. von Frankreich, der das deutsche Reich zu schwächen und die Provinzen von Arelate dem seinigen einzuverleiben trachtete, sowie endlich auf Leopold von Oestreich, der wegen der Gefangenschaft seines Bruders die Sache Ludwig's nicht als die des Reiches und der Nation ansah. Auch der unruhige und verschwens-

derische König Johann von Böhmen war gleich nach der Schlacht bei Ampfing mit Ludwig zerfallen, weil er seine Habgier nicht genügend durch den Kaiser befriedigt fand, und schien sich bald nachher sogar geradezu an die Feinde des Kaisers anschließen zu wollen. Er riß die ganze Lausitz an sich, obgleich ihm Ludwig nur einen Theil derselben abgetreten hatte, setzte den ihm überlassenen Herzog Heinrich von Oestreich für neuntausend Mark in Freiheit, und zog, nachdem sich die östreichischen Herzöge dazu verstanden hatten, ihren Ansprüchen an Böhmen zu entsagen, nicht mehr für Ludwig ins Feld. Ja, in der ersten Erbitterung verband sich Johann sogar mit Karl IV. von Frankreich, mit Robert von Neapel und selbst mit dem Papste gegen den von ihm und seinem Oheim erwählten König, und reiste deshalb verschwendend, Schulden machend und abenteuernd in Europa umher. Er ward Karl's IV. Schwager, brachte seinen Sohn Wenzel, dem er damals den Namen Karl gab, nach Paris, um ihn dort erziehen zu lassen, und begab sich dann voll lustiger Plane nach Avignon, wo er mit Robert von Neapel, mit Karl von Frankreich und mit dem Papste über den deutschen Kaiser Rath hielt. Sein Wankelmuth machte jedoch, daß er ein ebenso unzuverlässiger Freund als ungefährlicher Feind war, und sein Bruder Balduin brachte ihn nachher, als Johann's Hestigkeit sogar manchen Päbstlern zu weit ging, ohne Mühe auf den besseren Weg zurück. Ludwig machte sich übrigens durch sein Streben nach Länderbesitz und Herrschaft auch andere deutsche Fürsten zu Feinden. Er zeigte sich überhaupt ganz als ein Kind seiner Zeit; denn während er einerseits fröge vor der Hölle zitterte und, um ihr zu entgehen, betete und den Pfaffen huldigte, scheute er sich andererseits bei keiner Gelegenheit, mit Gewalt und Unrecht zu rauben, was auf dem Wege des Rechts nicht zu erlangen war. Er hatte früher seines Bruders Rudolf Länder an sich gerissen, behandelte das Erbe seiner Mündel und Wittern in Niederbayern wie sein Eigenthum, erklärte Brandenburg ohne Rücksicht auf die Ansprüche vieler Fürsten für ein erledigtes Reichslehen, und ertheilte es 1324 seinem ältesten Sohne Ludwig, den er mit der Tochter des dänischen Königs Christoph II. verlobte. Dadurch erbitterte er außer dem König von Böhmen auch noch die Verwandten des askanischen Hauses in Sachsen,

Anhalt und anderen Ländern, und es entstanden die heftigsten Bewegungen, da diese Fürsten ihre Rechtsansprüche gegen einen König, der zugleich Richter und Partei war, mit den Waffen geltend zu machen suchten.

Nach Ablauf der gesetzten Frist führte der Pabst seine Drohung nicht sogleich aus, weil diese so wenig allgemeinen Eindruck gemacht hatte, daß man seine Art gerichtlich zu verfahren auch aus juristischen Gründen mißbilligte, und daß selbst der König von Dänemark dem Pabst anrieth, er möge doch künftig christlicher Gericht halten. Johann beraunte vielmehr noch einen neuen Termin an, und selbst als er nachher im Juli 1324 den Kaiser förmlich verdamnte und excommunicirte, gab er ihm mit erheuchelter Nachsicht noch bis zum 1. Oktober Zeit zur Reue und Buße. Diese pfäffische Schlaueit, das Verfluchen und Verdammen mit dem Mantel der Liebe zu bedecken und die Ausbrüche selbstüchtiger Wuth unter den Schein der Milde, Religiosität und Gerechtigkeit zu verbergen, täuschte aber doch selbst das gemüthliche, sonst so leicht zu täuschende deutsche Volk nicht; denn die strengen Minoriten bearbeiteten dasselbe so sehr, daß außer den Bischöfen von Mainz, Straßburg und Passau kein Geistlicher nach dem päpstlichen Gebote zu handeln wagte, und daß der Erzbischof von Mainz nachher wegen seiner papistischen Gesinnung im Tumult umkam. Die Städte nahmen alle für ihren König und für das Reich Partei, und selbst diejenigen Fürsten, welche mit Ludwig entzweit waren, trugen Bedenken, den Haß des Volkes auf sich zu laden. Sogar außerhalb Deutschlands fand der Pabst sehr heftige Gegner: die berühmtesten Lehrer des kanonischen Rechts auf den Universitäten zu Bologna und Paris, den ersten Lehranstalten der Christenheit, sprachen sich ganz entschieden gegen ihn aus. Übrigens waren Ludwig's vorzüglichste Freunde und Rathgeber in seinem Streit mit dem Pabste, besonders Marsilius von Padua, Johann von Sandun und der berühmte Geheimschreiber Ludwig's, Ulrich Hangoß, keine Minoriten. Doch bediente er sich schon bei seiner zweiten Erwiderung gegen den Pabst der Feder eines Minoriten. Diese zweite Appellation Ludwig's an ein Concil ward im Oktober den zu Frankfurt versammelten Ständen des Reiches vorgelesen, nachdem der Pabst am

1. Oktober Bann und Interdict gegen Ludwig ausgesprochen und seine Verdammungsbulle in alle Welt gesendet hatte. Ein Minorit war dreist genug, auf Geheiß der Stände diese Schrift dem Papste selbst zu überreichen.

Der Papst hatte, obgleich selbst Johann von Böhmen seinen Schritt laut mißbilligte, nicht ganz falsch gerechnet. Ludwig konnte, wie die Folge zeigte, nur auf die Bürgerschaften und auf die Minoriten, nicht aber auf die Fürsten und Bischöfe des Reiches fest und dauernd rechnen, und befand sich deshalb nach dem völligen Bruch mit dem Papst in großer Verlegenheit. Dies geht aus seinem unmittelbaren Verhalten gegen den Papst hervor, sowie aus den sonderbaren Bedingungen, unter denen er sich mit Friedrich von Österreich aussöhnte. Er gab nämlich vor, ganz anders zu denken und zu glauben, als seine Kanonisten und Rechtsgelehrten, indem er in einem demüthigen und weinerlichen Schreiben an den Papst die Entschuldigung gebrauchte, daß er von allem dem, was in seinem Namen bekannt gemacht worden sei, nichts gelesen oder verstanden habe. Mit Friedrich von Österreich versöhnte er sich im März 1325. Herzog Leopold hatte bisher vergebens Himmel und Hölle bewegt, um seinen Bruder zu befreien, und sogar mit Johann von Böhmen, Karl IV. von Frankreich, Robert von Neapel und dem Papst eine Verbindung verabredet, um den Franzosen die deutsche Krone zu verschaffen. Dieser Plan war und blieb aber ein Hirngespinnst. Dagegen richtete Leopold an der Spitze seiner Raubritter schreckliche Verheerungen in Oberbayern an, und Ludwig erlitt bei Burgau eine Niederlage durch ihn. Dies brachte den Kaiser auf den Gedanken, seinen gefangenen Gegner mit sich zu vereinigen und dadurch seinen Streit mit dem Papst auch zu einer Sache Friedrich's zu machen. Friedrich hatte die Längeweile seiner Gefangenschaft in Trausnitz zum Heil seiner Seele zu benutzen gesucht, und statt daß sonst sein Leben zwischen wilder Ausschweifung und träger Indolenz getheilt gewesen war, hatte er sich jetzt der Buße und des Betens beflissen, lebte nach Art der Karthäuser, und hatte sich einen Karthäuser Prior, Gottfried, zum Beichtvater genommen. Gottfried berebete ihn, der Weltlichkeit des Königthums zu entsagen, trat zugleich mit Ludwig's Beichtvater in Verbindung, und suchte auf diesem Wege die Frei-

lassung Friedrich's zu bewirken. Im März 1325 erschien plötzlich Ludwig selbst in Trausnitz, und schloß mit Friedrich einen Vertrag, auf welchen dann Beide das Abendmahl nahmen. Nach diesem Vertrag sollte Friedrich ohne Lösegeld freigelassen werden und dann der Krone entsagen, die von ihm und seinen Brüdern besetzten Reichsgüter zurückgeben, sich mit Ludwig gegen jedermann fest verbinden, seine Tochter mit einem Sohne desselben verloben und, wenn er eine der eingegangenen Verpflichtungen nicht halten könne, sich wieder zur Haft stellen. Das Letztere zeigt, daß Ludwig selbst die Unausführbarkeit der von Friedrich gegebenen Versprechungen vorausgesehen hatte, um so mehr, als bei dem Vertrag weder die Stände des Reiches, noch Leopold und die anderen Brüder Friedrich's zugezogen worden waren, obgleich derselbe doch sowohl diese als jene anging. Wirklich konnte Friedrich auch den übernommenen Verpflichtungen nicht nachkommen. Der Pabst, dem er sogleich seine Abdankung anzeigte, erklärte unter heftigen Vorwürfen die von ihm gemachten Zusagen und den dabei geleisteten Eid für ungültig, und wandte sich, als seine Vorstellungen nichts halfen, an Leopold. Dieser, der sich natürlich vom Pabste leicht bestimmen ließ, verwarf den ganzen Vertrag, und Friedrich sah sich daher schon im Mai bewogen, nach München zurückzukehren. Hier theilte er mit Ludwig als Freund Wohnung, Tafel und selbst das Bett, und ließ es sich bis zum September recht wohl sein, während Leopold handelte und schon im Juli mit mehreren Bischöfen und mit dem Grafen Ulrich von Württemberg einen Bund gegen den Kaiser schloß. Endlich ward im September zu München ein neuer Vertrag geschlossen, welcher so beschaffen war, daß auch Leopold, welcher namentlich auf dem Königstitel für seinen Bruder bestand, befriedigt wurde. Friedrich und Ludwig sollten Beide als gleichberechtigte Besitzer der höchsten Gewalt die königlichen Rechte ausüben, und zwar jeder in den Gegenden und Orten, die ihn als König anerkannten. Ein solcher Vertrag konnte nichts weiter als ein bloßes Project sein; denn er war schon deshalb, weil er ohne die Einwilligung des Reiches keine Gültigkeit hatte, unausführbar. Auch wagte man nicht einmal, ihn öffentlich bekannt zu machen, und das bloße Gerücht davon brachte in jener Zeit, wo das deutsche Volk noch Nationalstimm

hatte, überall Entrüstung hervor. Übrigens ist so viel gewiß, daß Friedrich den Königstitel wieder annahm und als römischer König Urkunden ausfertigen ließ. Auch scheint es, als hätten beide Parteien die Unmöglichkeit, die Königsgewalt nach Districten zu theilen, bald eingesehen und darum den Gedanken gefaßt, dem einen Könige Deutschland, dem anderen Italien zu übergeben. Wahrscheinlicher liegt jedoch der ganzen Sache eine schlaue Politik der rechtskundigen Rathgeber Ludwig's zu Grunde; diese scheinen nämlich nur die Einwilligung und Unterstützung der österreichischen Herzöge zur Erlangung der Kaiserwürde in Rom für Ludwig beabsichtigt zu haben, überzeugt, daß nachher seine Oberherrschaft über das ganze Reich gesichert sein werde. Jedenfalls überließ Ludwig nach einem im Januar 1326 geschlossenen neuen Vertrage Deutschland für die Zeit seiner Abwesenheit in Italien ganz seinem bisherigen Gegner, und erhielt dafür von dem rüstigen Herzog Leopold das Versprechen, ihn an der Spitze seiner Kriegsmacht nach Italien zu begleiten. Auch diese Verabredung zerfiel jedoch wieder in sich selbst, weil Leopold, der dies von Ludwig erpreßt hatte, schon nach einem Monat starb. Ludwig, der sich seitdem an keine Verpflichtung mehr band, hatte fortwährend allein königliches Ansehen im Reich; doch behielt Friedrich, der sich übrigens nicht gern viel mit Staatsgeschäften abgab, den Königstitel bis zu seinem 1330 erfolgten Tode. Im Jahre 1327 zog Ludwig nach Italien; es war aber vorher kein Reichsbeschluß wegen seines Römerzugs zu Stande gekommen, und er erhielt keine Reichshülfe dazu.

Ehe wir Ludwig auf seinem Römerzuge begleiten, wollen wir unseren Blick auf den damaligen Zustand von Deutschland richten. Verwirrung und Mangel an Recht und Gerechtigkeit hatten den höchsten Grad erreicht, und der Zustand des unglücklichen Landes glich völlig dem von Kurdistan, wie ihn die neueren Reisenden schildern. Gewalt galt überall für Recht; der König der Nation selbst konnte die ritterlichen oder vielmehr räuberischen Frevel am Rhein, in Thüringen und in anderen Gegenden des Reiches nicht verhindern, und wer unter seinen Fahnen für Erhaltung der Ordnung kämpfte, den verfluchte der Pabst als ein Kind Belial's und gab ihn der Verdammniß anheim. Städte, Fürsten, Herren

und Ritter mußten daher unter einander Bündnisse gegen ihre eigenen Landsleute schließen, wenn Sicherheit auf den Landstraßen und ein Schein von Ordnung bestehen sollte, und das Behmgericht, ein Überrest der ganz unabhängigen altgermanischen Gaugerichte in Westphalen, war, wie die unter der Herrschaft der Tudor's und Stuart's in England waltende Sternkammer in ihrem Ursprung, ein nothwendiges Übel, weil es bestimmt war, den zu fassen und zu tödten, den die ohnmächtigen Gerichte der einzelnen Staaten nicht erreichen konnten. Um an einzelnen Beispielen den Zustand aller Länder des Reiches zu erkennen, braucht man nur auf Leopold's Unternehmungen und auf das, was in der Mark Brandenburg vorging, hinzublicken. Leopold hauste mit seinen Verbündeten in Schwaben, im Elsaß, überhaupt am ganzen Rhein herab bis nach Oppenheim, und verbreitete dort grenzenloses Elend über Bürger und Bauern. Seine Geschichte zeigt zugleich, daß manchmal sogar einzelne Ritterunternehmungen über das Schicksal des Reiches selbst entschieden; denn der Verlust, den er dem Kaiser Ludwig beim Angriff auf Burgau beibrachte, führte den zwischen diesem und Friedrich zu Trausnitz geschlossenen Vertrag herbei, und sein Tod, der die Gestalt der Dinge im Reiche völlig veränderte, ward durch einen ritterlich kühnen und tollern Angriff auf eine elsassische Feste veranlaßt. In Brandenburg überstieg die nach dem Aussterben der askanischen Markgrafen eingerissene Verwirrung fast allen Glauben. Die drei Linien des askanischen Hauses, Sachsen-Wittenberg, Sachsen-Lauenburg und Anhalt, sowie Johann von Böhmen, die geistlichen Stifte Halberstadt und Magdeburg, der Herzog von Braunschweig, der Herzog Heinrich von Jauer in Schlesien, Heinrich der Löwe von Mecklenburg, der Herzog von Pommern und die Wittve des vorlegten Markgrafen von Brandenburg machten Anspruch an das Ganze oder an einzelne Stücke des erledigten Kurfürstenthums; Städte und Ritterschaft schlossen zu Gunsten des einen oder des anderen der Streitenden Vereine; selbst heidnische Litthauer, welche Ladislaus Kosielski von Polen (s. S. 86) schickte, wütheten in Brandenburg auf ebenso gräßliche Weise, wie die barbarischen Kumanen von Zeit zu Zeit in Oestreich und Baiern; am verderblichsten war jedoch der räuberische Adel des Landes, welcher Mord und Brand

so völlig als sein Handwerk ansah, daß sich die ersten Familien der Mark des Namens der Stellmeisen oder Wegelagerer, den sie damals erhielten, ein halbes Jahrhundert hindurch keineswegs schämten. Eine ins Einzelne gehende Vergleichung des damaligen Zustandes von Brandenburg mit dem heutigen würde daher am besten den Unterschied zwischen dem wirklichen Mittelalter und den romantischen und poetischen Darstellungen desselben anschaulich machen. Übrigens geht schon aus den wenigen Andeutungen hervor, daß Ludwig, der die Mark Brandenburg nebst der mit dem Besitze derselben verbundenen Kurwürde als erledigtes Reichslehen seinem noch unmündigen ältesten Sohne übertrug, dadurch für sein Haus nur eine lästige Erwerbung machte, obgleich Berthold von Henneberg, der dem Knaben zur Seite gesetzt ward, diesem zum Besitze des Landes verhalf, und der dänische König ihn mit seiner Tochter verlobte.

5. Der Römerzug Ludwig's des Baiern und der Zustand Italiens in der nächsten Zeit nach demselben.

Man kann Ludwig's Zug nach Italien entweder als einen Versuch betrachten, den Streitigkeiten in Deutschland für einige Zeit auf eine schickliche Weise auszuweichen, oder als ein Mittel, sich in einem reichen Lande mit dem zur Fortsetzung des Kampfes gegen den Papst nöthigen Geld zu versorgen. Ludwig war von den ghibellinischen Herren dringend nach Italien eingeladen worden. Er begab sich nach Trient, wo er mit denselben Rath pflog, von einer so kleinen Schaar Ritter begleitet, daß er offenbar blos auf die Unterstützung seiner italienischen Verbündeten vertraute. Die in Trient erscheinenden Ghibellinen waren Marcus Visconti von Mailand, Passerino Bonacossa von Mantua, der Markgraf von Este, Can della Scala von Verona, der Bischof von Arezzo und die Gesandten der Pisaner, des Königs Friedrich von Sicilien und des Beherrschers von Lucca, Castruccio Castracani, welchen Ludwig schon 1324 zum Reichstatthalter in Lucca und Pistoja ernannt hatte. Sie versprachen dem deutschen König zu seinem Zuge nicht weniger als hundertfünfzigtausend Goldgulden, die er in Mailand empfangen solle, und die Nachricht von diesem vielen Gelde lockte aus Deutschland Ritter und Reisige genug zu

ihm. Ludwig ließ übrigens in Trient zugleich durch eine Versammlung kaiserlicher Theologen eine heftige Erklärung abfassen, in welcher der Pabst Johann geradezu der Ketzerei angeklagt wurde. Im Mai 1327 zog der Kaiser an der Spitze eines zahlreichen Heeres in Mailand ein, dessen Beherrscher, Galeazzo I. Visconti, mit seinem Bruder Marcus in Zwist lag. Ludwig nahm für den Letzteren Partei, und ließ, nachdem er sich durch drei abgesetzte Bischöfe zum König der Lombarden hatte krönen lassen, Galeazzo mit seinem Sohne verhaften, weil Marcus und die anderen Feinde desselben dem Könige viel Geld versprochen, Galeazzo aber nur fünfzigtausend Goldgulden gezahlt und diese noch dazu auf eine so drückende Weise erhoben hatte, daß Ludwig dadurch nothwendig verhaßt werden mußte. Gegen die Verhafteten verfuhr Ludwig ganz nach dem Recht und Gebrauch des Mittelalters, welches bekanntlich von einer absoluten oder, wie man es auch zu nennen pflegt, väterlichen Gewalt der Könige nichts wußte. Sie wurden durch eine Art Pairs-Gericht, vor welchem Marcus und viele Andere Galeazzo der Willkür und des Despotismus anklagten, für schuldig erklärt und dann nach Monza in Gewahrsam gebracht. Dafür erhielt Ludwig von Galeazzo's Feinden zweimalhunderttausend Goldgulden, deren er sehr bedurfte, um seine zahlreiche deutsche Ritterschaft glänzend zu unterhalten und die vielen abenteuernden Miethlinge, die er bei sich hatte, zu bezahlen. In Mailand selbst stellte er die Republik wieder her, an deren Spitze er einen kaiserlichen Obergerichter und einen kaiserlichen Statthalter setzte. Diese Beamten nahmen Galeazzo's deutsche Söldner in ihren Dienst, und auch Monza erhielt einen deutschen Commandanten mit deutscher Besatzung. So ward durch Ludwig in Italien gleich anfangs eine militärische Herrschaft deutscher Statthalter eingeführt, welche, so wohlwollend er selbst auch sein mochte, doch wenig Ähnlichkeit mit dem in Dante's berühmtem Buche von der Monarchie aufgestellten Ideal hatte. Ludwig stützte sich in einem Lande, wo kein Fuß breit sein Eigenthum war, auf die bloße Gewalt, und doch ließ sich diese weder ohne Geld behaupten, noch war er je sicher, daß er nicht plötzlich mit einigen wenigen Reitern allein blieb. Wie drückend mußte ein solcher König ohne bestimmte und gesetzliche Einnahme und ohne eigentlichen Antheil an der

Verwaltung den Italiänern sein! Wie sehr mußte jede Forderung, die er an sie machte, das Aussehen einer willkürlichen Erpressung haben! und wie ärmlich mußte Ludwig den Bewohnern eines Landes erscheinen, in welchem damals der Reichtum der Erde zusammenfloß! Um dies recht klar zu erkennen, muß man sich in das Gedächtniß zurückrufen, daß der Handel, die Gewerbe und die Geldgeschäfte von ganz Europa in Italien ihren Hauptsitz hatten, daß einzelne Italiäner die Zölle und zum Theil auch die Domänen des englischen Reiches gepachtet hatten, daß sie alle europäischen Anlehen besorgten, daß sie die Gelder der englischen und französischen Könige und ihrer Lieblinge verwalteten, und die vom Pabst in Europa erpreßten Summen nebst den Einkünften von den Pfründen des Auslandes an die Häupter der Kirche übermachten. Ein einziges Handelshaus in Florenz z. B. ließ dem König Eduard III. von England anderthalb Millionen Goldgulden, in den Wolle-Manufacturen dieser Stadt waren damals dreißigtausend Menschen beschäftigt, und die Zölle in Florenz warfen jährlich dreimalhunderttausend Goldgulden ab, eine Summe, die allein schon mehr betrug, als alles, was Ludwig während zehn Jahren in Deutschland einnahm. Ueberdies geht aus einer Angabe des gleichzeitigen Geschichtschreibers Villani hervor, daß sogar alle die Summen, welche der König in Italien erhielt oder erpreßte, zur Unterhaltung eines Heeres in dem reichen Lande nicht hinreichen konnten. Villani berichtet nämlich, daß die Florentiner für tausend Reiter, die ihnen der Herzog Karl von Calabrien gegen Ludwig zuführte, zweimalhunderttausend Goldgulden jährlich versprochen hatten, nachher aber in neunzehn Monaten viermalhunderttausend zahlten.

Ende August zog Ludwig von Mailand nach Toscana. Hier sah er sich durch seinen Geldmangel gezwungen, selbst von der den deutschen Kaisern immer so sehr ergebenen Stadt Pisa, welche zum Reichskammergut gerechnet wurde, eine beträchtliche Steuer zu erpressen; er verkaufte am Ende sogar die Verwaltung derselben an Castruccio Castracani, dem er bald nachher auch die Würde eines Herzogs von Lucca ertheilte. Von Pisa reiste er nach Rom zur Kaiserkrönung, weil er erst durch diese diejenige Stellung zur Kirche erhalten konnte, welche die unterdessen mit dem Pabste ganz zerfallenen Minoriten ihm anwiesen. Der Kirchenstaat befand sich

damals fast in demselben Zustande, wie Deutschland; denn während Ludwig von der einen Seite her gegen die Hauptstadt heranzog, stand auf der anderen Seite bei Bologna und Faenza der Cardinal Bertrand mit einem Heere. In Rom selbst war eine bedeutende Veränderung eingetreten. Die Bürger der Stadt hatten eine Art von Volksregierung eingerichtet, Sciarra Colonna an die Spitze derselben gestellt, und durch eine Deputation den Pabst auffordern lassen, in ihre Stadt zurückzukehren. Johann war schlau genug gewesen, diese republikanische und bei aller Demuth drohende Gesandtschaft ungemein freundlich zu empfangen und, wie der päpstliche Hof, sobald ein Gegner Ernst zeigt, zu verfahren pflegt, sie damit zu vertrösten, daß ihrer Beschwerde abgeholfen werden solle. Doch ließen die Römer auf Betreiben Sciarra Colonna's eine Einladung an Ludwig ergehen. Einstimmig waren sie freilich nicht; denn es gab eine von Robert unterstützte französische Partei in der Stadt, und Sciarra Colonna zerfiel wegen der Begünstigung Ludwig's sogar mit seinen eigenen Brüdern. Ludwig war auf dem Marsche nach Rom schon in Viterbo genöthigt, aus Geldmangel Maßregeln zu ergreifen, wie sie in unseren Tagen Bonaparte häufig ergriffen hat. Der Bischof von Viterbo hatte, obgleich er ein päpstlicher Beamter und papistisch gesinnt war, den Kaiser mit allen gebührenden Ehren empfangen; dieser ließ ihn nichts desto weniger festnehmen und später grausam foltern, um das Geständniß von ihm zu erpressen, wo die dreißigtausend Goldgulden versteckt seien, die er in seinem Besitze hatte. In Rom zog Ludwig am 7. Januar 1328 unter dem Jubel des Volkes ein. Die Römer fühlten sich nicht wenig geschmeichelt, als er nicht nur die Würde eines römischen Senators, welche der König Robert sich vom Pabste hatte geben lassen, von ihnen annahm, sondern auch, dem Pabste trotzend, sich durch Sciarra Colonna und andere Deputirten des Volkes in der Peterskirche die Kaiserkrone aufsetzen ließ. Er erkannte dadurch die neu gebildete Republik gewissermaßen als die alte römische an, und setzte das Ansehen derselben dem des Pabstes entgegen. Übrigens waren zwei mit dem Bannfluch beladene Bischöfe die einzigen Geistlichen, welche der Krönung Ludwig's beiwohnten.

Die Unternehmungen des Kaisers in Italien trieben den Pabst

zum Äußersten. Er erklärte nicht allein die Krönung desselben für ungültig und wiederholte den Bannfluch, sondern er hatte auch schon vorher in Deutschland jedes Mittel ergriffen, um Volk und Fürsten von Ludwig zu trennen. Glücklicher Weise verlor er aber bei seinen Bemühungen so sehr alle Mäßigung, daß selbst die frommen, geduldigen, demüthigen Deutschen endlich inne wurden, es sei hohe Zeit, die weltliche Regierung gegen fernere päpstliche Anmaßungen zu schützen. Johann hatte hauptsächlich wegen des in Trient gegen ihn erlassenen theologischen Manifestes im April 1327 einen sogenannten fünften Proceß bekannt gemacht, durch welchen Ludwig aller kaiserlichen und geistlichen Lehen und sogar seiner baierischen Herzogthümer für verlustig erklärt und zur Rechtfertigung wegen des den kaiserlichen Minoriten gewährten Schutzes vorgeladen ward. Jetzt suchte der Pabst in Deutschland einen Abfall vom Kaiser zu bewirken, und als dies unmöglich war, veranlaßte er Verwirrung und Blutvergießen. Er bewog die Erzbischöfe von Mainz und Köln, eine neue Königswahl vorzunehmen; allein Balduin von Trier und Johann von Böhmen verhinderten dies, und die armen Mainzer Unterthanen mußten dafür büßen, daß ihr Erzbischof das kirchliche Interesse höher anschlug, als die Erhaltung der Rechte seiner Nation. Bald nachher (1328) starb der Erzbischof, und der Pabst machte sogleich seine geistliche Despotie geltend: er setzte nämlich willkürlich den Bruder des Erzbischofs von Köln, Heinrich von Birneburg, an des Verstorbenen Stelle. Allein das Mainzer Domkapitel that, um den päpstlichen Anmaßungen zu begegnen, einen bei so großen Stiften ganz ungewöhnlichen Schritt: es übergab die Verwaltung des Mainzer Bisthums dem Kurfürsten Balduin von Trier. Ein Jahr später nahm der Letztere auch die Bisthümer Speier und Worms, die seinen Schutz gegen den Pabst anriefen, in Besitz. Auf diese Weise behielt der Pabst nur durch Köln Einfluß in Deutschland, und Balduin, ein kräftiger und patriotischer Mann, war mächtiger, als Pabst und Kaiser zusammen. Bald darauf gerieth der Erzbischof von Köln selbst so sehr ins Gedränge, daß auch er dem Pabste wenig nützen konnte.

Wie der Pabst in Deutschland nur wenig bedeutende Anhänger gegen den Kaiser hatte, so fand dieser trotz seiner Juristen, Ka-

nonisten, Theologen und Minoriten die höhere Geistlichkeit in Italien keineswegs geneigt, sich von ihm gegen den Papst gebrauchen zu lassen. Dessen ungeachtet begann Ludwig seine Regierung als römischer Kaiser mit einem Proceß gegen Johann. Er hielt in Rom zweimal ein feierliches Gericht über den abwesenden Papst, wie dieser über ihn in seiner Abwesenheit Gericht gehalten hatte, und ließ Urtheilssprüche ausfertigen, durch welche er ihn, weil er eine falsche Lehre über die Armuth Christi aufgestellt habe, für einen Keger erklärte und, auf römisches oder vielmehr byzantinisches Recht, sowie auf Karl's des Großen, der Ottone und der beiden letzten salischen Kaiser Beispiel gestützt, als einen Verbrecher gegen den Kaiser, gegen die Kirche und gegen die Stadt Rom förmlich absetzte (April 1328). Dann stellte er einen Minoriten, der sich den Namen Nikolaus V. gab, dem römischen Volke vor, und ließ ihn durch dasselbe als Papst anerkennen. Für diesen war es freilich eine sehr üble Vorbedeutung, daß ihn einige Bischöfe, mit welchen die Übrigen die kirchliche Gemeinschaft aufgegeben hatten, zum Papste einweiheten. Alles dies schadete jedoch dem Papste Johann nicht, da er selbst dem Kaiser unerreichbar war und blieb, und sein Gegenpapst sich weder in Rom behaupten, noch auf eine feste Einnahme rechnen, noch von Ludwig mit Geld unterstützt werden konnte. Der Enthusiasmus der Römer für den von ihnen gewählten Kaiser verschwand, als dieser in seinem Geldmangel eine sogenannte Kronsteuer von ihnen forderte; Robert von Neapel und der römische Adel machten Anstalten, ihn sammt seinem Papst aus Rom zu vertreiben, und die Bewegungen in Toscana, wo die Florentiner dem Anhänger Ludwig's, Castruccio, die Stadt Pistoja entriffen, machten es dem Kaiser unmöglich, sich gegen die gegen Rom heranziehenden Schaaren Robert's und der Unzufriedenen lange im Felde zu behaupten; außerdem beleidigte er Castruccio dadurch, daß er statt seiner einen deutschen Grafen zum Befehlshaber in Pisa bestellte, und Castruccio nahm den Angriff der Florentiner zum Vorwand, um Rom zu verlassen; endlich kehrten auch Sciarra Colonna's Brüder nach Rom zurück und riefen Robert's Truppen herbei. Jetzt konnte Ludwig nicht länger in Rom bleiben: er verließ mit seinem Papste die Stadt im August, um sich nach Pisa zu begeben, und dasselbe Volk,

das ihn vorher vergöttert hatte, verhöhnte die Deutschen bei ihrem Abzuge durch Steinwürfe und durch Weheruf gegen die Keger aufs schmähsichste.

Unmittelbar nachher traf den Kaiser ein Unfall nach dem anderen. Sein treuer Anhänger Passerino Bonacossa von Mantua ward durch Ludwig Gonzaga, dessen Geschlecht damals zur Herrschaft von Mantua gelangte, ermordet, und der Letztere fiel nicht lange nachher nebst dem Markgrafen von Este von Ludwig und dessen Pabst ab. Wenige Wochen nach Passerino's Tod starb auch Castruccio, der zuletzt wenigstens noch scheinbar des Kaisers Anhänger gewesen war. In Pisa litt Ludwig wieder durch Mangel an Geld, obgleich er auf schmutzige Weise Rechte und Besitzungen des Reiches an den Meistbietenden verkaufte, und sowohl in Pisa als in Lucca einige hunderttausend Goldgulden erpreßte. Er war nicht im Stande, die Habsucht seiner zahlreichen deutschen Miethlinge und ihrer Führer zu befriedigen, und achthundert von ihnen trennten sich daher von ihm. Sie bezogen ein festes Lager, und als der Kaiser seinen Freund Marcus Visconti mit einigem Gelde abschickte, um sie zufrieden zu stellen, behielten sie denselben als Geißel für die volle Zahlung. Galeazzo's Sohn, Azzo, welcher nebst seinem unterdessen gestorbenen Vater auf Bitten der Ghibellinen aus der Haft entlassen, aber an Ludwig's Hof zurückgehalten worden war, benutzte diese Gelegenheit, um aus der Art von polizeilicher Aufsicht, unter welcher er stand, zu entkommen. Er zahlte dem Kaiser eine Summe Geldes, die zur Befriedigung der rebellischen Soldaten hinreichend war, und versprach eine vierfach größere von Mailand aus zu senden, wenn man ihn nebst seinem in gleicher Lage befindlichen Oheim Johann dahin abreisen lasse. Dies bewilligte Ludwig, er ward aber jetzt von seinem Burggrafen Konrad, den er mit der Auslösung des Marcus beauftragte, schändlich betrogen. Konrad miethete mit der ihm anvertrauten Summe Söldner, half dann Azzo als Herrscher in Mailand einsetzen, unterschlug auch das von diesem empfangene Geld, und kehrte hierauf gerades Weges nach Deutschland zurück. Die beiden Visconti befolgten in Mailand eine Politik, welche damals unter den Italianern zur Wissenschaft gemacht und später von Machiavelli sowohl in klassischen Schriften gelehrt, als in

Staatsgeschäften geübt ward: sie hielten es, um ihren Vortheil zu erreichen, mit beiden Theilen, sie unterhandelten auf der einen Seite mit Johann XXII. über ihre Ausöhnung, die im folgenden Jahre auch zu Stande kam, vertrieben des Kaisers Beamten aus Mailand, und nahmen den Deutschen die Stadt Monza weg; auf der anderen Seite erkannten sie den kaiserlichen Pabst Nikolaus an, ja, Johann ließ sich von demselben sogar zum Kardinal ernennen, und als Ludwig vor Mailand erschien und hier an Allem Mangel litt, gaben sie ihm reiche Geschenke, damit er sich um so schneller entferne.

Selbst von seinen eigenen Deutschen ward Ludwig verlassen. Sein Statthalter und sein Schultheiß in Mailand ließen sich durch Azzo mit Geld abfinden, und kehrten dann, ohne nach dem Kaiser zu fragen, in die Heimath zurück, und von den deutschen Vasallen und Miethlingen in seinem Heere zog nach und nach eine immer größere Zahl aus Italien ab. Die Bedrängniß, in welche der Kaiser dadurch kam, verhalf seinen Neffen, den Söhnen Rudolfs von der Pfalz, endlich zu den ihnen lange vorenthaltenen Rechten und Besitzungen. Rudolf hatte dem Kaiser bekanntlich sein Land nur bis zur Beendigung des Streites mit Oestreich abgetreten, Ludwig dachte aber nach seines Bruders Tod nicht daran, es den drei rechtmäßigen Erben desselben, nämlich seinen beiden Söhnen, Rudolf II. und Ruprecht I., und dem Sohne ihres verstorbenen Bruders, Ruprecht II., herauszugeben. Einer von seinen Neffen hatte ihm deshalb bereits in Deutschland manchen Schaden gethan, und sogar mit dem Pabste Verbindungen angeknüpft. Jetzt erst fühlte sich der König durch seine mißliche Lage bewogen, den gerechten Forderungen seiner nächsten Verwandten nachzugeben. Er errichtete im August 1329 den berühmten Hausvertrag von Pavia, der als bleibendes Grundgesetz der bairischen und pfälzischen Fürstenfamilie für alle folgenden Zeiten eine große Bedeutung hat. Die genannten drei Prinzen erhielten nach diesem Vertrag die Pfalz am Rhein und den Theil von Oberbayern, welcher seitdem im Gegensatz gegen jene die Oberpfalz genannt wird, und es ward festgesetzt, daß die Kurwürde von ihrem Hause und von Ludwig's Stamm abwechselnd geführt werden solle, und zwar in jeder der beiden Linien vom ältesten regierenden Fürsten,

sowie daß beim Erlöschen der einen Linie deren Land an die andere komme, und daß von allen bayerischen und pfälzischen Ländern als einem gemeinschaftlichen Familiengute nie etwas veräußert, verpfändet oder verschenkt werden dürfe. Als im Jahre 1340 Niederbayern durch das Aussterben des dortigen Zweiges der Wittelsbachischen Familie erbeigenthümlich an Ludwig kam, fiel auch dieser Theil von Baiern unter die Bestimmungen des Vertrags von Pavia, und das gesammte bayerische Land, dessen Herrscherhaus bis auf die neueste Zeit in die zwei Hauptlinien Pfalz und Baiern getheilt blieb, bildete seit 1340 trotz der vielen Zweige, in welche diese zersplittert wurden, ein unauslöslisches Ganzes. Die Abschließung des Vertrags von Pavia ist die letzte wichtige Handlung, welche Ludwig auf seinem im Ganzen unglücklichen Römerzug errichtete. Er kehrte im December nach Deutschland zurück.

Nach seinem Abzug litt Italien durch fortdauernde Verwirrung und Bedrückung ebenso sehr, als Deutschland. Hier war alle Einigkeit und Ordnung gestört, und die Sicherheit der Straßen konnte nur durch Bündnisse der Städte erhalten werden, welche Gegenbündnisse der Ritter hervorriefen; dort unterdrückten harteherzige Tyrannen an der Spitze roher Miethlinge die Städte. Wir heben diese prosaische und profane Seite des Mittelalters wieder ausdrücklich hervor, weil man in unserer Zeit die poetische und erbauliche nur zu oft hervorgezogen und ausgemalt hat. Um jedoch nicht mißverstanden zu werden, fügen wir hinzu, daß nur ein blinder Bewunderer der neueren Bildung dabei die Vorzüge verkennen wird, welche das Mittelalter mit der Zeit der griechischen Republiken gemein hat. Neben der Rohheit, Barbarei und Kriegswuth finden wir überall Charakter, Kraft und Energie des Einzelnen, sowie das Bewußtsein eines Rechtes der Bürger gegen die Obrigkeit, verbunden mit der Bereitwilligkeit, Gut und Blut dafür zu opfern, bei den Gemeinden und bei ganzen Klassen der Gesellschaft. Kurz, wir gewahren im Mittelalter alles das, was durch die Civilisation und Centralisation der neueren Zeit erstikt und verflacht worden ist; denn systematische Verwaltung, Ordnung, Polizei und Vormundschaft der Regierung fördern die Behaglichkeit, das Wohlleben und die Genußsucht, und schläfern dadurch jede höhere Regung der menschlichen Natur ein.

In Mailand hatte Ludwig vor seiner Heimkehr nach Deutschland demselben Azzo Visconti, der im nächsten Jahr, mit Johann XXII. ausgesöhnt, als dessen Statthalter in der Lombardei regierte, durch ein Diplom die Herrschaft zuerkannt. Dieser ließ seinen Oheim Marcus, als derselbe aus der deutschen Gefangenschaft in Toscana nach Mailand zurückgekehrt war und ihm Besorgnisse erweckte, auf eine empörende Weise aus der Welt schaffen. In Verbindung mit seinen beiden anderen Vatersbrüdern, Johann und Lucchino, lockte er Marcus aus seinem festen Hause zu einem Gastmahl, ließ ihn bei demselben in seiner Gegenwart erdroffeln, und hielt ihm dann ein prächtiges Leichenbegängniß. Dessen ungeachtet wird Azzo's Charakter von den gleichzeitigen Geschichtschreibern so einstimmig gepriesen, daß man ein Volk, eine Zeit und einen Regenten beklagen muß, die einen grausigen Mord unter die erlaubten Mittel zählten, durch welche Gefahren vom Staate abzuwenden seien. Die Ausöhnung der Kirche erlangte Azzo für sich und für die Stadt Mailand durch Geld. Sein Oheim Johann, welcher die ihm von Nikolaus V. ertheilte Kardinalswürde schon längst abgelegte hatte, unterwarf sich ebenfalls dem Papste, und erhielt dafür das Bisthum Novara, das zugleich ein weltliches Fürstenthum war. Der armselige Gegenpabst, welchen Ludwig schon in Toscana seinem Schicksal überlassen hatte, hielt sich dort zuerst eine Zeitlang versteckt, und diente nachher, als man ihn entdeckte und festnahm, dem französischen Papste, um den Kaiser Ludwig und alle Gegner der Päbste von Avignon vor den Augen von ganz Europa triumphirend als Feinde Gottes und der Kirche darzustellen. Nikolaus schrieb nämlich einen demüthigen Brief an Johann XXII., dieser beantwortete denselben ganz freundlich, und leitete es ein, daß Nikolaus zuerst in Pisa, scheinbar freiwillig, durch Abschwörung seiner Irrthümer die Rolle eines reuigen Sünders spielte, und sich hierauf ohne Widerstreben nach Avignon bringen ließ. Hier mußte dann der arme Mann, zur Erbauung der Frommen und zur Beschämung aller Feinde des französischen Papstthums; noch einmal zum Schauspiel dienen (1330); er ward, was für einen Mönch aus dem strengsten Orden nicht gerade eine harte Strafe war, mit einem Strick um den Hals öffentlich ausgestellt, und erhielt darauf eine zwar feste, aber ganz

freundliche Wohnung im päpstlichen Palast, in welcher er noch drei Jahre nicht unbehaglich lebte. Da nun auch König Robert seit Ludwig's Abzug aus Rom nicht nur dort und in ganz Mittelitalien als Reichsstatthalter angesehen wurde, sondern seine Macht auch in Oberitalien ausbreitete, und zwei päpstliche Söldnerheere unter Bertrand von Poggetto und Johann Orsini Ancona, Bologna und andere Städte an den Grenzen des Kirchenstaates besetzt hatten, so glaubte Johann wirklich seinen Zweck, die päpstliche Gewalt statt der kaiserlichen in Italien herrschend zu machen, erreicht zu haben. Das ganze Gebäude der politischen Macht in Italien stürzte aber schon nach wenigen Jahren wieder zusammen.

Ehe dies geschah, machte Johann von Böhmen das obere Italien zum Schauplatz seines abenteuerlichen Treibens. Johann hatte, wie wir wissen, einige Zeit hindurch mit Robert von Neapel, Karl IV. von Frankreich und Johann XXII. Pläne gegen Ludwig geschmiedet, war aber nachher durch seinen Oheim Balduin wieder auf andere Gedanken gebracht worden. Sein unruhiger Sinn, der ihn beständig hin und her trieb, erregte große Unzufriedenheit bei den Böhmen, weil sie die Kosten seiner unaufhörlichen Reisen und Verschwendungen tragen mußten, obgleich sie dabei durch den starken Verkehr mit den germanischen Völkern an Civilisation gewannen. Während der Abwesenheit Ludwig's in Italien mischte sich Johann in einen Streit, der zwischen den österreichischen Herzögen ausgebrochen war, raubte und plünderte in ihrem Lande, und erhielt zuletzt, was er stets am meisten brauchte, eine Summe Geld für seine Heimkehr. Als Ludwig aus Italien zurückkam, suchte Johann zuerst den Vermittler zwischen Kaiser und Pabst zu machen. Dann führte er einen auf Vergrößerung seines Familienbesitzes berechneten Plan aus, für den er schon früher vorgearbeitet hatte. Der ehemalige Beherrscher von Böhmen nämlich, Herzog Heinrich von Kärnthen, welchem zugleich Tyrol und Krain gehörte, hatte keine Söhne, sondern nur zwei Töchter, und wünschte denselben seine Länder zu hinterlassen. Dies benutzte Johann zu seinen Absichten. Er verlobte seinen jüngeren Sohn, Johann Heinrich, mit des Herzogs ältester Tochter, Margaretha, welche in der Geschichte den entweder von ihrem großen Munde oder von einem Schlosse in Tyrol herrührenden Bei-

namen Maultasch erhalten hat. Margaretha war häßlich wie die Nacht und damals bereits erwachsen, Johann's Sohn aber noch ein Kind; nichts desto weniger wurden Beide mit einander verlobt, weil Margaretha's Vater dabei das Versprechen gab, sie im Testament zur Erbin der Grafschaft Tyrol zu erklären. Die Sache wurde jedoch geheim gehalten, bis man den Kaiser zur Ertheilung einer Urkunde bewogen habe, vermöge deren Heinrich's Töchter erbfähig würden. Diese Urkunde stellte der Kaiser 1330 aus, und nun brachte Johann den Herzog von Kärnthen dazu, daß er ihm erlaubte, sich einstweilen im Namen seiner Tochter und ihres künftigen Gemahles von den Tyrolern huldigen zu lassen. Kaum war er auf solche Weise in den Besitz von Tyrol gekommen, als er nach Oberitalien eingeladen wurde, um die Fortschritte des neapolitanischen Königs aufzuhalten. Er nahm die Einladung gern an, und scheint die Bewilligung des Kaisers dazu erhalten zu haben, während andererseits auch der Pabst, dessen Truppen gerade damals in Bedrängniß kamen, Johann's Zug wenigstens nicht mißbilligte.

Johann's Unternehmen hatte einen sehr glücklichen Anfang. Er ward sowohl von den Guelfen als von den Ghibellinen gut aufgenommen, setzte sich in Brescia, Bergamo, Parma und anderen Städten fest, und wandte sich bereits auch unter günstigen Umständen nach Toscana. Da entzog ihm Kaiser Ludwig plötzlich seine Gunst, und brachte durch seine enge Verbindung mit Östreich Johann's Erbreich in große Gefahr. Dies nöthigte (1331) den Abenteurer, nach Deutschland zurückzukehren und sein Stammland Böhmen gegen die Östreicher zu vertheidigen, welche zugleich mit den Königen von Polen und Ungarn in dasselbe eingebrochen waren. Seinen älteren Sohn Karl ließ er mit achthundert Reitern in Italien zurück. Sobald er sein Reich einigermaßen gesichert hatte, reiste er nach Paris, weil König Philipp IV. von Frankreich große Plane entworfen hatte, und Johann in sein Interesse zu ziehen suchte. Philipp hatte nämlich auf den Zwist des Kaisers und des Pabstes die Hoffnung gebaut, den Rest des alten Reiches Burgund von Deutschland abzureißen, und der Pabst bot ihm die Hand dazu. Auch Johann ließ sich von den Franzosen gewinnen; denn er hoffte an Philipp eine Stütze gegen Robert zu finden,

weil dieser sich aus Furcht, Philipp möchte seine Ansprüche an die Rechte des deutschen Reiches auch auf Italien ausdehnen, den französischen Planen feindselig zeigte. Dann kehrte er nach Italien zurück, wo er jedoch einen so allgemeinen und nachdrücklichen Widerstand fand, daß er alle seine Hoffnungen scheitern sah. Die drohende Verbindung der Franzosen, des Papstes und des reisefertigen und für Geld dienenden böhmischen Königs vereinigte endlich einmal alle kleinen Regenten von Oberitalien gegen die Ausländer. Die Visconti, die Este, die Scala und die Gonzaga verbündeten sich als Italiäner, ohne Rücksicht auf guelfische oder ghibellinische Partei-Interessen, mit dem Könige von Neapel gegen alle Fremden. Johann und sein Sohn wurden aus dem Lande getrieben, und Italien blieb nachher bis zu Robert's Tod (1343) ausschließlich eingeborenen Herrschern unterworfen.

6. Deutschland nach Ludwig's des Baiern Römerzug bis zu dessen Tod.

Ludwig der Baier war trotz seines langen Streites mit dem Papste weder aufgeklärt, wie Kaiser Friedrich II., noch schlau wie König Philipp der Schöne, noch auch lag ihm an der Behauptung der Rechte des Reiches, wie sie Dante und seine eigenen Hof-Theologen im Widerspruch mit der papistischen Theologie und Rechtswissenschaft aufstellten, so viel, daß er dafür einen Geldvortheil oder ein Stück Land hätte opfern mögen. Als indessen der Papst jede Ausöhnung verschmähte und seine geistliche Fehde unerbittlich fortsetzte, suchte Ludwig die Reichsfürsten durch Bestätigung ihrer angemessenen Gewalt und durch Übertragung von kaiserlichen Rechten und Landvogteien auf Unkosten der Reichsverfassung zu gewinnen und sie zugleich, um eine Stütze an ihnen zu haben, in Reichsgeschäften aller Art als Mitregenten zu Rathe zu ziehen. So verließ er z. B. im August 1330 den beiden österreichischen Herzögen, Albrecht II. oder Lahmen und Otto, welche damals noch allein von den fünf Brüdern am Leben waren, nicht bloß Güter und Rechte, die er wirklich vergeben durfte, sondern auch solche, über welche er keine Gewalt hatte; ja, er versprach ihnen sogar zwanzigtausend Mark als Entschädigung für die Kosten eines Krieges, den er kurz vorher mit ihnen geführt hatte. Diese Summe

bezahlte er mit Reichsstädten. Er benutzte nämlich das Recht, welches sich die Kaiser anmaßten, für ihre Schulden Reichsstädte zu verpfänden, und gab den österreichischen Herzögen zum Unterpfande Zürich, Schaffhausen und andere Städte; im nächsten Jahr übertrug er ihnen noch dazu eine Art von Reichsvicariat in der Schweiz. Allein Zürich und die drei Waldstädte, welche dadurch der Herrschaft Östreich's preisgegeben waren, wußten sich dagegen zu wehren, und gaben den Beweis, daß im deutschen Reiche Recht und Herkommen nur denjenigen gegen die Mächtigen schützten, der sich seiner Haut wehren konnte. Auch Luzern fand, als die Östreicher ihre neuen Privilegien zu seinem Nachtheile benutzen wollten, ein wirksames Hülfsmittel gegen die Gewalt der Mächtigen: es schloß sich 1332 an den Bund der drei Waldstädte an. Andere Städte suchten sich ebenso, wie der streitbare, trotzigte Adel, durch Bündnisse unter einander gegen die Gewalt der größeren Herren zu schützen.

Diesem Beispiel der Städte und des Adels folgte auch Ludwig in seinem Kampfe mit dem Papst: er errichtete einen großen Bund des Widerstandes gegen jeden geistlichen und weltlichen Ruhestörer. Schon gleich nach seiner Rückkehr aus Italien brachte er die schwäbischen Städte dahin, daß sie auf seine ganze Lebenszeit eine Verbindung unter sich und mit ihm schlossen. Nachher bewog er auf einer Versammlung in Ulm alle bairischen Herren, diesem Bunde beizutreten, während Balduin von Trier unter den Städten am Oberrhein einen ähnlichen Bund zu Stande brachte. Balduin selbst vereinigte, da er zugleich Bischof von Mainz, Worms und Speier war, unter seiner Herrschaft eine Art geistlicher Monarchie, die von Belgien bis zum Elsaß reichte und es dem Papste unmöglich machte, durch seine Bannflüche die Ruhe zu stören. Auf diese Weise erschienen im Juni 1331, als Ludwig zu Nürnberg einen Reichstag hielt, nicht nur die mächtigsten Städte und Herren von Süddeutschland gewissermaßen als ein zur Erhaltung der Ordnung und Ruhe geschlossener Verein, sondern man konnte damals auch nach langer Zeit wieder daran denken, einen allgemeinen Landfrieden zu stiften. So sehr übrigens auch der Zustand Deutschlands den Anschein von Ruhe hatte, so allgemein auch die Abneigung gegen einen Papst war, der sich

nur durch Streit, durch Erpressungen und durch arglistige juristische und theologische Gelehrsamkeit berühmt machte, so mußte doch das Oberhaupt unserer stets mehr dem grübelnden Wissen, dem Schwärmen und dem Aberglauben als der klaren Einsicht huldigenden Nation Alles thun und leiden, damit ihn seine armen Deutschen nicht für einen Rezer hielten. Ludwig und die Reichsstände demüthigten sich aus Furcht vor der Hölle vor einem Pabste, welcher Deutschland ausfog, während Italien, Frankreich und besonders England sich durch patriotische Einigkeit und durch Gesetze gegen ausländische Pfaffen und ihr Oberhaupt vortrefflich zu wahren wußten. Dies wird durch eine bloße Andeutung klar werden. Johann XXII. ist nämlich unter den Päbsten durch nichts berühmter geworden, als durch seine kühnen Speculationen und Erfindungen, vermitteltst deren er der päpstlichen Kammer neue Einnahmen verschaffte, oder, wie man dies jetzt nennt, durch seine große Erfahrung und Gewandtheit in der wissenschaftlichen Staatsökonomie. Er war der Urheber der berühmten Kanzlei-*Taxen* des päpstlichen Hofes, und brachte durch die sogenannten *Annaten* oder die Einkünfte des ersten Amtsjahres der Bischöfe, sowie durch manche andere Arten von Erpressungen eine solche Summe Geld zusammen, daß er nach dem Zeugnisse eines Zeitgenossen seinen Verwandten siebenzehn Millionen Goldgulden und nach einer anderen Angabe sogar noch sieben Millionen an Silbergeschirr und Edelsteinen in der Schatzkammer hinterließ. Nichts desto weniger durfte er die deutsche Nation ungestraft höhnen. Es war ihm nicht genug, daß er, der den Kaiser verfluchte und alle frommen und zarten Gemüther zur Verzweiflung brachte, das Reich dennoch aussaugen durfte, sondern er forderte auch noch dazu, der Nachfolger Karl's des Großen sollte den Sohn der Wucherstadt Cahors förmlich als seinen Obern anerkennen. Er wies sogar noch kurz vor seinem Tode alle bittenden Gesandtschaften der gläubigen Deutschen schnöde von sich, und der Einfluß der Priesterschaft in Deutschland war so ungemein viel größer, als in Italien, Frankreich und England, daß Ludwig einen Augenblick bereit war, dem Pabste scheinbar zu willfahren. Der Pabst war aber mit dem Schein und der bloßen Anerkennung seines Rechtes nicht zufrieden, Ludwig sollte ihm auf ähnliche Art das Kaiserthum zu Füßen legen, wie Niko-

laus V. das Papstthum. Dies war denn doch auch den Deutschen zu arg.

In den letzten Unterhandlungen Ludwig's mit Johann XXII. war der König Johann von Böhmen wieder eine Hauptperson. Dieser hatte seit seiner Rückkehr aus Italien schon manchen neuen Plan entworfen und manche neue Reise unternommen, und war kaum mit Ludwig ausgesöhnt, als er schon wieder den Briefträger zwischen Avignon, Paris und München machte. Papst Johann verlangte damals durchaus, daß Ludwig die Kaiserwürde niederlege, und zwar zu Gunsten seines Vetter's Heinrich von Niederbayern, der mit einer Tochter des böhmischen Königs vermählt war. Ludwig ließ sich durch den reise- und dienssfertigen Johann von Böhmen bereden, der unverschämten Forderung des Papstes nachzugeben und das Kaiserthum, ohne zuerst die deutschen Stände zu fragen, auf einige Zeit an seinen Vetter abzutreten (1333). Dies war dem Papst ungemein erfreulich, und er säumte nicht, deshalb zwei Legaten nach Deutschland zu senden. Seine Boten mußten aber hier bald erfahren, daß sich Johann von Böhmen übereilt und das, was ihm möglich erschienen war, als ausgemacht verkündigt habe, sowie daß es dem Kaiser mit der Sache keineswegs ernst gewesen sei, und daß die Deutschen darüber sehr erbittert wären. Das Letztere war in so hohem Grade der Fall, daß Ludwig sogar seinen besten Freunden, um ihren Unwillen zu besänftigen, die Niederlegung der Kaiserwürde ablängnen mußte. Auch war er stark genug, um zu derselben Zeit auf dem Reichstage zu Speier den päpstlichen Versuch einer unter dem Vorwand eines Kreuzzugs geforderten Zehnt-Erhebung in Deutschland zu vereiteln, und mit großem Nachdruck den Landfrieden gegen die vornehmen Wegelagerer aufrecht zu erhalten. Ein Jahr nach jener scheinbaren Abdankung starb der neunzigjährige Johann XXII. (1334), und ein frommer, uneigennütziger Geistlicher aus Toulouse ward unter dem Namen Benedict XII. an seiner Statt Papst. Dieses Ereigniß schien den Weg zur Aussöhnung des Reiches und der Kirche zu bahnen. Ludwig ordnete sogleich eine glänzende Gesandtschaft ab, welche in seinem Namen dem neuen Papst erklären sollte, daß er zu jeder persönlichen Demüthigung bereit sei, wenn nur nichts vom Reiche gefordert werde. Benedict empfing die

kaiserlichen Gesandten in einer feierlichen Audienz, und suchte sich mit ihnen über die Bedingungen der Ausöhnung zu vereinigen; aber Alles ward durch den französischen König Philipp VI. vereitelt.

Auch bei dieser unglücklichen Wendung der Sache wirkte Johann von Böhmen mit, und man beschuldigte ihn sogar, daß er aus Haß gegen Ludwig den französischen König bewogen habe, die Übereinkunft des Papstes mit dem Kaiser, welche sogar bereits abgeschlossen gewesen sei, wieder zu nichte zu machen. Der Grund seines Hasses lag in der vereitelten Hoffnung, die Länder des Herzogs von Kärnthen an sein Haus zu bringen. Heinrich von Kärnthen starb im April 1335, und nach der Urkunde, welche Ludwig bei seiner Rückkehr aus Italien ausgestellt hatte, hätten nun die Länder desselben an die einzige noch übrige Tochter Heinrich's, die mit Johann's jüngerem Sohne vermählte Margaretha Maultasch, übergehen sollen. Allein die Herzöge von Östreich hatten als Schwesteröhne des verstorbenen Herzogs schon früher Ansprüche an diese Erbschaft erhoben, und Ludwig hatte, als er gleich nach jener Zusage aufs neue mit Johann zerfallen war, die Entscheidung sieben Schiedsrichtern überlassen, von welchen ein nach neuerer diplomatischer Manier auf Schrauben gestellter Ausspruch gethan worden war. Als endlich Heinrich starb, ertheilte Ludwig, trotz des früher den Töchtern des Herzogs zuerkannten Erbfolgerechts, Kärnthen, Krain und einen Theil von Tyrol den beiden österreichischen Herzögen, Albrecht II. und Otto, und zog den Rest von Tyrol zum Herzogthum Baiern. Gegen Johann, welcher damals durch eine im Turnier erhaltene Wunde in Paris zurückgehalten wurde, entschuldigte er seine Entscheidung damit, daß er das Recht der Nachfolge den Töchtern Heinrich's nur unter der Bedingung ertheilt habe, wenn ihm von ihrer Heirath Anzeige gemacht werde, daß ihm aber die Verlobung des böhmischen Prinzen Johann Heinrich mit Margaretha nicht angezeigt worden sei. Die Östreicher nahmen Kärnthen und Krain in Besiz, Tyrol dagegen blieb der Tochter Heinrich's, weil die Landstände dieser Grafschaft ihr bereits früher gehuldigt hatten und von einer Theilung des Landes nichts wissen wollten. Johann und sein älterer Sohn Karl verbanden sich hierauf, um das Recht Johann Heinrich's geltend zu machen, mit einigen italienischen Herren, sowie mit den

Königen von Polen und Ungarn, und begannen im Jahre 1336 einen Krieg mit Osterreich.

Dieser Krieg stieß alles das um, was bereits zur Versöhnung Ludwig's mit der Kirche geschehen war, und führte die ganze Sache auf den früheren Stand zurück. Benedict selbst wünschte aufrichtig eine Ausöhnung, weil er sich zu Avignon ganz in der Gewalt des französischen Königs fühlte und mit Ludwig's Hülfe nach Rom zu entkommen hoffte. Dies konnte aber ohne die Mitwirkung der Kardinäle, von welchen damals bei weitem die Mehrzahl Franzosen waren, nicht ausgeführt werden, und diese standen ihrem Könige bei, welcher Frankreich auf Unkosten des Kaisers über Deutschland erheben wollte. Benedict wurde auf diese Weise zu dem Gegentheil von dem, was er selbst wünschte, genöthigt. Von Philipp und den Kardinälen gedrängt, mußte er an Ludwig eine Forderung stellen, welche kein Kaiser gewähren konnte, ohne am Reiche zum Verräther zu werden. Ludwig sollte nämlich einerseits Philipp's Anmaßungen gegen das deutsche Reich in Bezug auf Arelate oder Burgund und andererseits Robert's Beeinträchtigung der deutschen Vasallen in Italien nicht allein dulden, sondern sogar förmlich anerkennen. Der Kaiser versuchte jetzt das Äußerste: er nahm alles zurück, was seit Heinrich VII. gegen die Guelfen und gegen Robert von Neapel geschehen war; er sprach bittere Reue über alles aus, was in seinem Namen gegen Johann XXII. gethan und geschrieben worden war; er erbot sich, die deutschen Fürsten und Bischöfe schwören zu lassen, daß sie ihn mit Krieg verfolgen wollten, wenn er nicht alle seine Versprechungen gegen den Pabst erfülle; er war endlich schwach genug, den deutschen Fürsten, die er jetzt als Bevollmächtigte an Benedict schickte, den Auftrag zu geben, nicht bloß mit dem Pabste, sondern auch mit Philipp, auf eine für ihn und das Reich wenig ehrenvolle Weise zu unterhandeln, weil er selbst mit dem englischen König in Unterhandlung getreten war und Philipp seine Verbindung mit demselben durch den Pabst zu hintertreiben suchte. Ja, in der Vollmacht, welche Ludwig seinen Gesandten gab, verläugnet er sogar seine treuesten Diener, indem er sagt, die strengen Kanonisten und frommen Theologen, welche die verschiedenen Appellationen für ihn geschrieben, hätten ihn, den einfältigen

Rittersmann, betrogen und sogar Actenstücke verfälscht. Er erniedrigte sich also bis zum Verrath gegen seine besten Freunde, und brachte nicht nur Verstorbene, die des Papstes Fluch jenseits nicht erreichte, sondern auch Lebende, die man vernichten wollte, ihren Feinden zum Opfer. Alle seine Demüthigungen waren jedoch fruchtlos, weil die französischen Cardinäle aus Patriotismus gegen Kaiser und Papst handelten, bis sie zuletzt Benedict dahin brachten, daß er die gläubige und geduldige deutsche Einfalt auf eine härtere Probe setzte, als sie ertragen konnte, wodurch dann endlich einmal deutscher Patriotismus geweckt ward.

Die beiden Gesandten Ludwig's, der Pfalzgraf Ruprecht und der Markgraf Wilhelm von Jülich, erriethen die geheimen Absichten Philipp's, sie ermahnten daher Ludwig, die Unterhandlungen mit England fortzusetzen, und baten um ihre Abberufung. Vergebens beschwor jetzt Benedict, der ihre Absichten durchschaute und wohl einsah, daß ihm unmöglich jemals mehr werde geboten werden, den König von Frankreich, ihm Nachgiebigkeit gegen den Kaiser zu gestatten; Philipp glaubte der Versicherung nicht, daß auch die Deutschen zuweilen scharfsichtig und rasch sein könnten, und was Benedict vorausgesehen hatte, trat in der That ein (1337). Ludwig änderte seine ganze Politik: er brach die Unterhandlungen ab, nahm den Kaiseritel, den er im vorigen Jahr dem Papste zu Gefallen abgelegt hatte, wieder an, schloß mit Eduard III. von England einen Bund, und wandte sich an seine Nation. Was zunächst die Verbindung mit Eduard betrifft, so suchte dieser in seinem Kriege mit Frankreich zwar auch den Beistand der deutschen Reichsmacht zu erhalten, hauptsächlich aber wünschte er sich des Kaisers zu bedienen, um die von ihm gewonnene niederländische Ritterschaft gegen Philipp gebrauchen zu können, weil dieselbe auch französische Lehen besaß und daher dem Verbrechen des Treubruches am König von Frankreich nur dadurch entgehen konnte, daß Eduard vom deutschen Kaiser zum Reichstatthalter in den Niederlanden ernannt werde und sie dann im Namen des deutschen Reiches, dessen Vasallen sie waren, zum Kampfe gegen Philipp aufrufe. Es galt also dem englischen Könige hauptsächlich um einen leeren Titel. Diesen erlangte er durch die schmutzige Käuflichkeit der deutschen geistlichen und welt-

lichen Herren. Der Kaiser selbst erhielt gleich anfangs für die Ernennung Eduard's zum Reichsstatthalter und für das Versprechen seines Beistandes im Kriege eine runde Summe von achtzigtausend Goldgulden, und Eduard verpflichtete sich außerdem noch, zweimalhundertzwanzigtausend später zu zahlen. Nachdem der Vertrag abgeschlossen war, hielten Ludwig und Eduard 1338 eine feierliche Zusammenkunft zu Koblenz, deren Pracht und leere Ceremonien die deutschen Chroniken, der Sitte unseres Volkes und seiner Zeitungen gemäß, aufs ausführlichste beschreiben. Hier wurde Eduard auf feierliche Weise zum Reichsvicar ernannt, und zugleich das Schauspiel eines ähnlichen Gerichtes aufgeführt, wie das von Heinrich VII. über Robert von Neapel gehaltene gewesen war. Ludwig ließ den König von Frankreich, weil er für seine zum deutschen Reiche gehörenden Güter die Lehenspflichten nicht geleistet habe, verurtheilen; doch schadete dem Letzteren diese Gerichts-Komödie ebenso wenig, als jene frühere dem König von Neapel geschadet hatte, und noch weniger hinderte sie ihn nachher, für sein Geld deutsche Streiter zu suchen und zu finden. Übrigens schieden Ludwig und Eduard in stiller Unzufriedenheit über einander; denn der englische König war durch die Ehrenbezeugungen, welche Ludwig von ihm forderte, sehr verstimmt worden, und der Kaiser sah sich nicht nur durch den reichen Glanz des englischen Königs verdunkelt, sondern beschwerte sich auch, daß Eduard gegen die Etikette gefehlt habe, welche die in solchen Dingen ungemein pünktlichen Deutschen verlangten.

Mit seinen Deutschen hatte sich Ludwig so zu setzen gewußt, daß alle Fürsten außer Johann von Böhmen seine Sache als eine Nationalangelegenheit ansahen. Selbst der Bischof von Straßburg, Ludwigs heftigster Gegner, hatte sich zu dessen Gunsten erklärt, und der von Johann XXII. eigenmächtig eingesetzte Kurfürst von Mainz, Heinrich von Birneburg, war aus einem Päbster ein warmer Patriot geworden. Ludwig hatte nämlich Balduin von Trier beredet, dem Letzteren das Erzbisthum Mainz abzutreten, und Heinrich von Birneburg arbeitete seitdem für die Sache des deutschen Reiches gegen den von französischen Kardinälen abhängigen Pabst. Er hatte im März 1338 die Bischöfe seines Sprengels auf einer Versammlung bewogen, die Vermittelung zwischen Kaiser

und Papst zu übernehmen, nachdem Ludwig sich erboten hatte, alles zu thun, was den Rechten des Reiches nicht entgegen sei. Die Versammlung hatte darauf dem Papste durch eine eigene Gesandtschaft im Namen der Mainzer Bischöfe und des Primas von Deutschland erklären lassen, daß, wenn er dem Kaiser noch ferner die Absolution verweigere, die sämmtlichen deutschen Bischöfe mit einander Rath pflegen müßten, was zu thun sei, um die Rechte und die Ehre des deutschen Reiches zu wahren. Unterdessen waren auch die niederrheinischen Geistlichen mit Ausnahme eines Einzigen, des Bischofs von Lüttich, von Ludwig in seine Speculation auf englisches Geld, von dem sie alle mehr oder weniger erhielten, hineingezogen worden, und der Kaiser hatte sogar den Erzbischof von Köln für sich gewonnen. Nachdem auch diese Geistlichen eine ähnliche Versammlung, wie die oberrheinischen, gehalten hatten, eröffnete Ludwig im Mai 1338 einen großen Reichstag zu Frankfurt, auf welchem von Reichswegen Maßregeln ergriffen werden sollten. Hier erhielten die Stände die erste Nachricht von dem Erfolg der Gesandtschaft, welche die Mainzer Bischöfe nach Avignon abgeordnet hatten. Der Papst hatte den Gesandten mit Thränen erklärt, er dürfe den Kaiser nicht vom Banne lossprechen und überhaupt nicht nach seinem eigenen Wunsche und Willen handeln, weil er in der Gewalt des französischen Königs sei, der ihm die härtesten Drohungen gemacht habe. Nicht einmal sicheres Geleite konnte er den deutschen Gesandten auf französischem Boden verschaffen, sondern er mußte sie durch den Fürsten der Dauphiné über die Alpen nach Lausanne führen lassen. Der ungemein glänzende Reichstag zu Frankfurt war sehr zahlreich besucht, und man hatte viele im geistlichen und weltlichen Rechte bewanderte Männer zugezogen, weil die versammelten Stände endlich einmal bestimmen sollten, wo die Grenze der geistlichen und weltlichen Gewalt im deutschen Reiche sei. Der Kaiser mußte, diesem Zweck der Versammlung gemäß, seine Rechtgläubigkeit und kirchliche Frömmigkeit öffentlich beweisen. Nachdem er dies durch Hersagung des Vaterunsers, des englischen Grusses und des Glaubensbekenntnisses gethan und sein seitheriges Verfahren vor einer Anzahl Kanonisten, Juristen und Bischöfe gerechtfertigt hatte, erkannte der Reichstag, daß Ludwig seinerseits

den Pflichten gegen Papst und Kirche völlig Genüge geleistet habe; es wurde daher alles, was Johann XXII. gegen ihn vorgenommen hatte, für rechtswidrig und nichtig erklärt und zugleich verordnet, daß jeder Geistliche, der sich dem ungerechten Befehle des Interdicts fügen würde, als Feind des Vaterlands bestraft werden solle. Die Stände des Reiches machten also Ludwig's Sache zu einer Nationalangelegenheit. Den vom Papste aufgestellten Sag aber, daß er allein zu entscheiden habe, wer den Titel eines römischen Königs oder Kaisers führen dürfe, legten sie den Kurfürsten zur Begutachtung vor. Diese begaben sich darauf, mit alleiniger Ausnahme des Königs von Böhmen, in Begleitung des Kaisers zu der uralten Wahlstätte deutscher Könige, dem sogenannten Königstuhl zu Renze bei Boppard, faßten hier sehr entschiedene Beschlüsse, und schlossen den ersten Kurverein, der in der deutschen Geschichte vorkommt. Sie erklärten nämlich die päpstliche Behauptung für eine unerlaubte Anmaßung, und verpflichteten sich durch einen Eid, die Rechte des Reiches und ihr eigenes Wahlrecht gegen jedermann zu vertheidigen und in diesem Kampfe Alle für Einen zu stehen. Mit diesem Beschluß kehrte der Kaiser, obgleich er wußte, daß der Reichstag schon auseinander gegangen sei, sogleich nach Frankfurt zurück, und machte ihn dadurch, daß er ihn den versammelten Frankfurter Bürgern vorlesen ließ, als einen Reichsbeschluß für ganz Deutschland bekannt. Von Frankfurt begab er sich dann nach Koblenz, um die oben erwähnte feierliche Zusammenkunft mit Eduard III. von England zu halten. Die Kurfürsten aber ließen dem Papste durch eine eigene Gesandtschaft kund thun, daß sie weder Johann's XXII. Prozesse noch irgend eines der anderen Urtheile, die ihnen in Betreff des Kaisers Ludwig von Avignon aus zugekommen seien, anerkannten.

Die Beschlüsse des Kaisers und der Kurfürsten wurden in dem größten Theile des Reiches mit Strenge ausgeführt. Jeder Geistliche in den Städten, Stiften und Klöstern, der sich weigerte, den Gottesdienst ganz auf die gewöhnliche Weise zu halten, bekam acht Tage Bedenkzeit, nach deren Abfluß er die Stadt, das Stift oder das Kloster verlassen mußte; er durfte nachher, selbst wenn er sich eines Besseren besann, in zehn Jahren nicht wieder erscheinen. Am meisten Eifer und Patriotismus zeigten auch damals,

wie immer seit Heinrich's IV. Zeit, die deutschen Städte, die Siege des Nationalwohlstandes, der Civilisation und Aufklärung und der aus den Räuberhöhlen ritterlicher Burgen verschleuchten Poesie. Dabei ist es merkwürdig genug, daß die eigentliche Bürgerschaft in den Städten die Beobachtung der kaiserlichen Verordnungen öfters nicht bloß gegen die Geistlichkeit, sondern auch gegen ihre eigenen aristokratischen, zum Theil adeligen Magistrate durchsetzen mußte. Auf der anderen Seite hielten zwar anfangs viele Geistliche zu dem Pabste und wanderten aus; die meisten von ihnen bereuten aber, obgleich sie nachher nicht wieder aufgenommen wurden, ihren Zelotismus, nachdem sie eine Zeitlang im Elend umher geirrt waren. Die Mönche allein, besonders die Dominikaner, blieben dem Pabste treu; sie rissen den Reichsbeschluß über die Aufhebung des Interdicts an den Kirchen ab, und überhäuften nach ihrer Art die anderen Geistlichen und deren Gottesdienst mit furchtbaren Schmähungen. Auch Johann von Böhmen fragte nach Kaiser und Reich nichts, begünstigte von Luxemburg aus die Franzosen, und nahm den Bischof von Lüttich gegen die Reichsjustiz in Schutz. Er und die Bettelmönche mit ihren Kreaturen konnten ihr Wesen im Reiche ununterbrochen fortsetzen, weil nach der in Deutschland zu allen Zeiten einheimischen Sitte auch damals mehr geschrieben und verordnet, als gehandelt und durchgeführt ward. Der Kaiser selbst blieb trotz der neuen Bestimmungen über das Verhältniß des Pabstes zum Reiche, durch welche die Sache zu einer bestimmten Entscheidung gebracht worden war, mit Benedict in geheimem Verkehr, und trug nach der Art großer Herren und Diplomaten kein Bedenken, ihm das Anerbieten zu machen, daß er alle Vertheidiger seiner Rechte der päpstlichen Rache preisgeben wolle, wenn er dagegen nur die Gunst des Pabstes wieder erhalte. Wie ganz anders würde er sich und dem Reiche genügt haben, wenn er, statt zu bitten und zu verhandeln, mit England verbunden den französischen König bekriegt und so die von diesem gehemmte Ausöhnung mit dem Pabste ertrogt hätte! Allein er wußte sich, wie man unten aus der Geschichte von England und Frankreich erkennen wird, des damaligen Verhältnisses zwischen beiden Staaten durchaus nicht auf eine großartige Weise zu bedienen; seine und seiner Deutschen Bestrebungen

waren vielmehr auch in dieser Hinsicht ganz kleinlich und bloß auf elenden Geldvorthail berechnet. Was konnte es daher helfen, daß man auf einer zweiten großen Reichsversammlung zu Frankfurt, welche vom März bis zum Mai 1339 gehalten ward, in gedehnten Verhandlungen die Säge und Beschlüsse der vorigen wiederholte! Eine Entscheidung konnte ja nur durch Handlungen, nicht durch Worte, Systeme und Schreibereien herbeigeführt werden.

Wichtiger, als diese Reichstagsverhandlungen, sind Ludwig's Bemühungen, seine Familie zu bereichern, sowie seine Regierungsweise in Deutschland, weil er durch Beide Freund und Feind gegen sich erbitterte, und es den Deutschen endlich wünschenswerth machte, daß er seinen Zweck nicht erreichen möge, damit er nicht geistliches und weltliches Recht unter seinen Vortheil beuge. Sein Verfahren zeigt uns zugleich, wie es mit der Rechtspflege in Deutschland stand, und wie leicht, trotz der vielen Gelehrten, welche gerade im vierzehnten Jahrhundert ihre ganze Spitzfindigkeit auf das deutsche, römische und kanonische Recht wendeten, Rechtbücher schrieben und Gutachten gaben, trotz der endlosen Weitläufigkeit des Verfahrens, trotz der vielen Formen und Formeln der Gerichte und Prozesse, der Kaiser seiner Politik zu Gefallen Willkür und Despotismus an die Stelle des Rechts setzen konnte. Einige Beispiele mögen dies anschaulich machen. Als sich einst die Bürger von Wörth bei Ludwig über die ungerechte Vertheilung der harten Steuern, die er von ihnen forderte, beklagten, und ihre Abgeordneten ihm recht derb die Wahrheit sagten, ließ er einige von diesen blenden und Einen sogar in einen Sack nähen und in die Donau werfen. Mit den Regensburgern wäre er noch ärger verfahren, wenn sie nicht Gewalt mit Gewalt vertrieben hätten. Die Bürger von Regensburg geriethen nämlich mit ihrem Bischof, der ein guter Freund des Kaisers war, in Streit, und Ludwig legte ihnen, als sie nicht nachgeben wollten, eine Geldbuße von vierzigtausend Mark auf. Sie zahlten nicht, sollten daher durch des Kaisers Dienstleute gezwungen werden, setzten sich aber zur Wehr, hingen diejenigen ihrer Mitbürger, welche den Truppen Ludwig's verrätherischer Weise zum Eindringen in die Stadt hatten behülflich sein wollen, an den Mauern auf, und bereiteten die ganze militärische Execution. Als ferner 1340 die Linie von Nie-

verbaiern ausstarb, nahm Ludwig ohne Rücksicht auf das Recht seiner Nefsen, der Söhne seines Bruders Rudolf von der Pfalz, das ganze Land in Besitz, und zwang diese, sich mit einer Geldsumme und mit einigen dem Vertrag von Pavia beigefügten vortheilhaften Bestimmungen genügen zu lassen. Für seinen Sohn Stephan endlich, dem er den Titel eines Reichsvogtes in Schwaben ertheilte, hätte er gern durch ungerechte Maßregeln ein schwäbisches Herzogthum geschaffen; die Schwaben erkannten aber aus seinem Verfahren in Tyrol, was jener Titel zu bedeuten habe, und waren auf ihrer Huth.

In Bezug auf Tyrol sprach Ludwig aus Ländergier allem dem, was als göttliches Recht anerkannt war, geradezu Hohn. Johann von Böhmen hatte 1336 mit den österreichischen Herzögen Frieden geschlossen, und ihnen Kärnthen und Krain abgetreten, dagegen aber von Ludwig erlangt, daß Margaretha Maultasch und sein Sohn Johann Heinrich als rechtmäßige Besitzer Tyrol's anerkannt wurden. Bald traf jedoch ihn und seinen Sohn ein neues Unglück. Margaretha war ein sehr sinnliches und sittenloses Weib, und lebte mit ihrem Gemahl, der bei der Vermählung noch ein Kind war, in Zwietracht. Die Tyroler nahmen für ihre Fürstin Partei, vertrieben Johann Heinrich nebst seinem Bruder Karl, der ihm zu Hülfe geeilt war und schrecklich im Lande gehaust hatte, wandten sich dann an den Kaiser, und machten in der Stille mit ihm aus, daß sein Sohn Ludwig von Brandenburg, der seit kurzem Wittwer war, Margaretha heirathen solle. Da an eine Scheidung der früheren Ehe durch den Pabst nicht zu denken war, so beschloß Ludwig, dieselbe aus kaiserlicher Machtvollkommenheit vorzunehmen. Dies stand mit dem herkömmlichen Rechte im grellsten Widerspruch, und Pabst Benedict befahl daher dem Patriarchen von Aquileja, Margaretha und Ludwig von Brandenburg in den Bann zu thun, wenn sie zu einer Verbindung schreiten sollten, die er eine ehebrecherische nenne; allein daran kehrten sich des Kaisers Juristen und Kanonisten nicht. Sie stellten eine Theorie auf, nach welcher dem Kaiser und seinem Gericht die Untersuchung über die Gültigkeit einer Ehe zustehe, die Scheidung derselben aber von einem Bischof ausgesprochen werden müsse. Auf diese Theorie gestützt, hielt der Kaiser ein feierliches Gericht, und erklärte, obgleich

Johann Heinrich seiner Vorladung nicht Folge geleistet und sein Gericht nicht anerkannt hatte, die Ehe der Margaretha für ungültig. Ob nachher der Bischof von Freisingen, der dazu bestimmt worden war, die Scheidung wirklich ausgesprochen hat, wird uns nicht angegeben; doch waren mehrere Bischöfe bei der Vermählung Ludwig's mit Margaretha anwesend. Die neue Verbindung ward bald nach dem gegebenen Spruche des Kaisers im Schlosse Tyrol bei Meran auf prächtige Weise vollzogen (Februar 1342).

Dieser Schritt, der in einer unbefangenen, durch keine Sophistik irre geleiteten Zeit dem göttlichen und menschlichen Gesetze zuwider schien, mußte dem kleinen denkenden Theil der Nation beweisen, daß man des päpstlichen Ansehens bedürfe, um der kaiserlichen Willkür Schranken zu setzen. Der Kaiser hatte sich nämlich auch noch andere Rechtsverletzungen erlaubt, von denen wir zwei, welche in die Zeit der Erwerbung von Tyrol fallen, anführen wollen. Der junge Ludwig wollte gern fürstlichen Aufwand machen, die Güter und Einkünfte von Tyrol waren aber in den Händen der Großen; er beklagte sich darüber bei seinem Vater, und dieser gab ihm nach dem Zeugniß der Chroniken denselben Rath, den nach Herodot einst ein Tyrann von Milet dem von Korinth gegeben hatte (s. Th. III. S. 181), nur daß die symbolische Andeutung des Griechen gegen das Leben, die des Baiern aber gegen die Habe der Großen gerichtet war. Der Kaiser erwiderte nämlich seinem Sohne, er solle an dem allzu langen Rock seiner weltlichen Großen ein gutes Stück abschneiden und den weiten Mantel der geistlichen Herren durch einen Ausschnitt in den Seiten enger machen. Während er seinem Sohne einen solchen Rath gab, zwang er selbst den Augsburgern gewaltsam einen Bischof auf, der nicht allein, wie so viele Andere, das Gewerbe eines ritterlichen Räubers getrieben, sondern auch an seinem bischöflichen Sitze das Verbrechen der rohesten Wollust geübt hatte, und nachher Geistliche und Weltliche systematisch plünderte. Durch ein solches Verfahren gab freilich Ludwig selbst nach Benedict's Tode dem neuen Papste, der in Johann's XXII. Spuren trat, die Mittel ihm zu schaden in die Hand.

Der fromme und milde Benedict XII. starb im April 1342, und an seine Stelle trat ein verschwenderischer französischer

Edelmann, der den Namen Clemens VI. annahm. Dieser begann den Streit mit dem Kaiser von neuem auf die heftigste Weise, obgleich Ludwig nicht nur fortgefahren hatte, den Pabst Benedict flehend und klagend um Absolution beschwören zu lassen, sondern auch an Clemens alsbald eine bittende Gesandtschaft schickte. Der neue Pabst wies die Abgeordneten des Kaisers schnöde zurück, lehnte sogar die angebotene Vermittelung des französischen Königs, mit der es diesem jedoch schwerlich ernst war, ab, und erneute den Bannfluch des heftigen Johann XXII. Ludwig scheint damals besonders auf die Reichsstädte vertraut zu haben, die mit den Fürsten und der Ritterschaft fast beständig im Kriege waren; auch ließ er zu ihren Gunsten aufs neue den Landfrieden verkündigen. Die größeren Herren wandten sich, erbittert über seine Ländersucht und über sein despotisches Verfahren in der Tyroler Angelegenheit, nach und nach von ihm. Johann von Böhmen war und blieb der Hauptverbündete des Pabstes, sowie des Königs von Frankreich, von dem er schon 1338 zu seinem Generalcapitain und Statthalter in Languedoc ernannt worden war; doch besaß dieser immer unstete Mann, welcher damals fast völlig erblindet war, in Deutschland nur wenig Ansehen, und hatte sich durch seine Reisen und Verschwendungen nicht nur bei den Böhmen ganz verächtlich gemacht, sondern auch seine Finanzen so zerrüttet, daß er aus Geldmangel alle seine böhmischen Schlösser bis zur Unbewohnbarkeit mußte zerfallen lassen. Albrecht von Östreich blieb Freund des Pabstes und beobachtete eine kluge Neutralität. Der Erzbischof Balduin von Trier hatte bereits ganz öffentlich mit dem Kaiser gebrochen und sich an den Pabst angeschlossen. Der Pfalzgraf am Rhein, Ludwig's nächster Anverwandter, lag mit dessen neuem Freunde, Heinrich von Mainz, wegen der Bergstraße in Streit. Dies Alles benutzte Clemens vortrefflich; denn er wußte zu bewirken, daß die Kurfürsten schon im Juni 1343 sich in Rense mit dem Gedanken der Erwählung eines neuen Königs beschäftigten. Bei dieser Gelegenheit zeigte sich Ludwig ungemein schwach; er rief nicht bloß auf eine sehr unwürdige Weise des französischen Königs Vermittelung an, sondern er suchte auch, um eine neue Königswahl abzuwenden, durch alle möglichen Demüthigungen die Aussöhnung mit dem Pabste zu

erlangen, und machte sich, wie einst Heinrich IV. (s. Th. VI. S. 267), gegen die Reichsfürsten verbindlich, seine Absolution in einer bestimmten Zeit zu erwirken. Er schickte ferner mehrere Male seine berühmten Juristen und Kanonisten, einen Randegg und Hangöhr, zum Papste, um durch sie allen möglichen Formen Genüge zu leisten; er empfing des Papstes gebieterische Gesandten zu Landsbut, und unterschrieb vor Notar und Zeugen alles, was sie ihm vorlegten; ja, er setzte durch Einwilligung in die unerhörten Zumuthungen, die man ihm machte, zuletzt sogar den Papst und die Cardinäle in Verlegenheit, und schickte nichts desto weniger im Januar 1344 eine neue Gesandtschaft nach Avignon, welche neue Forderungen zugestand.

Ob es dem Papste damals, wie es fast scheint, mit der ganzen Sache nicht ernst war, oder ob Ludwig's Rathgeber, die an Trug und List ebenso reich waren, als die päpstliche Kanzlei, absichtlich den Papst dahin brachten, daß er die Geduld der verblendeten Deutschen ermüdete, wagen wir nicht zu entscheiden; daß sich aber der Papst über die Stimmung der gesammten deutschen Nation täuschte, ist ausgemacht. Clemens nahm auch die letzten Anerbietungen des Kaisers nicht unbedingt an, obgleich sie mehr enthielten, als er selbst anfangs zu fordern gewagt hatte. Er ließ die Gesandten vom Januar bis zum April warten, und schickte sie endlich mit Bedingungen zurück, die nicht sowohl den Kaiser, welcher Absolution suchte, angingen, als vielmehr das Reich, das keiner Absolution bedurfte. Ludwig konnte sich daher jetzt ohne Bedenken stellen, als wenn er auch noch die Hefe des bitteren päpstlichen Kelches austrinken wolle. Er berief auf den September (1344) einen Reichstag nach Frankfurt, um der Nation die neuen Forderungen des Papstes vorzulegen, schickte dieselben aber vorher den Kurfürsten zu, und diese erklärten auf einer Versammlung in Köln, daß die Bedingungen, unter denen der Papst ihren Kaiser vom Banne lösen wollte, dem von ihnen selbst einige Jahre früher in Renne beschworenen Grundsatz entgegen wären, und daß sie die Annahme derselben unmöglich zugeben könnten, weil sie sonst ihren Eid verlegen würden. Die Erklärung der Kurfürsten ward hierauf der Reichsversammlung zu Frankfurt mitgetheilt, welche auf Betreiben des Kaisers besonders von den Städten sehr

zahlreich beschiedt worden war, und die Stände des Reiches erklärten ihre völlige Übereinstimmung mit derselben. Unglücklicher Weise hinderte aber die deutsche Förmlichkeit und Umständlichkeit einen entscheidenden Beschluß des Reichstags gegen die päpstliche Anmaßung; man verwies aus lauter Gründlichkeit die letzte Entscheidung an eine neue Versammlung der Kurfürsten, welche zu Rense gehalten werden sollte, und diese Versammlung gerieth in endlose Debatten, zumal da auch Johann von Böhmen und sein Sohn Karl, die Verbündeten des Papstes und der Franzosen, derselben bewohnten. Die beiden letzteren Fürsten führten in Rense bittere Beschwerden über den Kaiser, die Übrigen waren theils unter einander in Streit, theils gegen den Kaiser wegen des Mißbrauches seiner Gewalt zu Gunsten seiner eigenen Familie unzufrieden. Doch verständigte man sich zuletzt über die Rechte, die man dem Könige der Nation gegen die Ansprüche des Oberhauptes der Kirche gesichert wissen wollte, und es ward eine Gesandtschaft nach Avignon geschickt, welche dem Papste die Antwort des Reiches auf die dem Kaiser gemachten Bedingungen überbrachte, und sogar die bestimmte Weigerung aussprach, auch nur auf Unterhandlungen darüber einzugehen. Clemens war durch diese Wendung der Sache überrascht, und erklärte selbst, er sei erstaunt, daß ihn Ludwig an Schlaueit übertroffen habe. Schon im folgenden Jahre jedoch (1345) war der alte, blinde und ganz verarmte König von Böhmen aufs neue für den Papst gegen den Kaiser geschäftig. Ludwig suchte ihm nicht nur durch diplomatische Waffen zu begegnen, sondern er zeigte auch im Felde eine sehr rühmliche Thätigkeit und Energie. Er leitete durch Balduin Unterhandlungen ein, und erschi:n, als diese zu keinem Ziele führten, an der Spitze eines für jene Zeiten sehr bedeutenden Heeres. Er sicherte dadurch die Ruhe in Deutschland, und hielt zugleich den König von Frankreich ab, dem luxemburgischen Hause zu Hülfe zu kommen. Übrigens suchte sich damals auch der Kaiser einen auswärtigen Bundesgenossen zu verschaffen. Er ließ durch seinen Sohn, den Markgrafen von Brandenburg, mit England Unterhandlungen anknüpfen, und Eduard III. schickte darauf zwei Bevollmächtigte nach Deutschland. Dies geschah zu derselben Zeit, als König Johann in eigener Person den Franzosen gegen die Engländer zu Hülfe zog.

Um diese Zeit hätte Ludwig gar gern den Papst abgefunden, weil sich eine neue Gelegenheit zeigte, eine bedeutende Provinz des Reiches an seine Familie zu bringen. Die Art dieser Erwerbung verdient hier eine nähere Auseinandersetzung, weil wir, nachdem früher die Geschichte der übrigen deutschen Provinzen mehr oder weniger ausführlich berührt worden ist, bei der Gelegenheit auch Holland's gedenken können. Ludwig war in zweiter Ehe mit Margaretha von Holland, einer Schwester Wilhelm's IV., vermählt, welcher Holland, Seeland, Utrecht und Friesland beherrschte. Dieser war ein unruhiger, heftiger Mann, trieb durch seine drückende Verwaltung die Länder Utrecht und Friesland zum Abfall, und machte in den letzten Jahren seines Lebens abenteuerliche Züge gegen die Türken und gegen die Heiden in Preußen und Litthauen. Als er wieder nach Holland zurückgekehrt war, unternahm er zuerst einen Nachzug gegen Utrecht, und verwüstete Stadt und Land mit großer Grausamkeit. Dann beschloß er, nicht gewarnt durch das Schicksal seines Vorgängers, des deutschen Königs Wilhelm (s. Th. VII. S. 410 f.), die freiheitsliebenden und tapferen Friesen anzugreifen, und ging dabei noch unvorsichtiger zu Werke, als dieser. Der deutsche König Wilhelm hatte wenigstens den Winterfrost benutzen wollen, um in ein Land voll unwegsamer Sümpfe und Moore einzudringen; Wilhelm IV. aber machte seinen Zug im September. Seine schwergerüstete Ritterschaft war in diesem Lande ganz unbrauchbar, die Bewaffnung der Friesen dagegen, wie die ihrer Brüder, der Dithmarschen (s. S. 56 und 66 f.), der Natur desselben ganz angemessen. Sie wählten überdies den günstigsten Punkt zum Angriff. Wilhelm ward 1345 völlig geschlagen, und verlor mit dem größten Theil seines Heeres das Leben. Die Friesen sahen diese Niederlage der Holländer als einen Sieg über einen Tyrannen an, und machten den Tag derselben auf ewige Zeiten zu einem Festtage, während sie sich der Befiegung und Tödtung des Königs Wilhelm, welcher meuchlings gefallen war, schämten. Doch huldigten sie später wieder einem Grafen von Holland. Mit Wilhelm IV. erlosch der Mannsstamm des Hauses Avesnes (s. Th. VII. S. 446), und nun erhoben seine drei Schwestern, von welchen die ältere an den Kaiser Ludwig, die zweite an Eduard III. von England, die dritte an den

Grafen Wilhelm VII. von Jülich vermählt war, Anspruch an seine Grafschaft. Die beiden Letzteren verlangten nach der Sitte und dem Herkommen des Landes eine Theilung der väterlichen Besitzungen; aber des Kaisers Juristen wußten Gründe zu finden, warum die älteste Tochter und ihr Sohn Alles allein erhalten sollten, und der Kaiser erklärte nach ihrem Rathe Wilhelm's Ländern zugleich für Lehen, die dem Reiche anheimgefallen seien. Er erteilte sie seinem damals noch unmündigen Sohne von Margaretha, Wilhelm V., und schickte denselben mit seiner Mutter in die Niederlande, um Besitz zu nehmen. Die neue Wissenschaft des Rechtes diente in dieser Sache, wie beim Tyroler Erbfolgestreit, dem offenbaren Unrecht; allein die niederländischen Stände kamen, wie die Tyroler, den Absichten des Kaisers entgegen, weil sie nicht wollten, daß die bisher verbundenen Provinzen getrennt würden. Sie empfingen die Mutter des neuen Grafen mit Jubel, und erkannten sie als Vormünderin ihres Sohnes an. Dieser war und blieb Herr des Landes, und als er später unheilbar geisteskrank ward, fiel dasselbe an seinen Bruder Albrecht.

Ludwig hatte jetzt drei ansehnliche Fürstenthümer an sein Haus gebracht, und fast schien es, als wenn auch Osterreich auf Unkosten der bayerischen Familie beeinträchtigt werden solle; denn Ludwig von Brandenburg war kaum im Besitze von Tyrol, als er auch den Titel eines Herzogs von Kärnthen und Krain annahm. Diese Schritte mußten nothwendiger Weise dem Papste, welcher unablässig gegen Ludwig arbeitete, neue Freunde verschaffen, weil man deutlich erkannte, daß des Kaisers Streben, seine Gewalt durch Recht und Unrecht zu vermehren, nur von der Seite des Papstes her und mit dessen Hülfe beschränkt werden könne. Clemens VI. hatte sich die ganze Zeit, während Ludwig mit den niederländischen Angelegenheiten beschäftigt war, unablässig bemüht, eine geheime Verbindung gegen ihn zu Stande zu bringen, und fand endlich an dem ältesten Sohne Johann's von Böhmen einen Ehrgeizigen, der sich um die deutsche Krone bewerben und als Werkzeug des Papstes dienen wollte. Er schritt daher jetzt zum Äußersten, um das Signal eines neuen Angriffs auf Ludwig zu geben. Schon im Januar des Jahres 1346 sandte er an alle Bischöfe von Deutschland, Italien, Sicilien und Frankreich Briefe voll gräßlicher Ver-

fluchungen des Kaisers, ließ dann ein langes, nach römischer Art abgefaßtes Manifest, Endurtheil betitelt, ausarbeiten, machte dieses am Gründonnerstag, also am Feste der Versöhnung des Dulders, dessen Nachfolger er zu sein vorgab, mit dem Anathema Maranatha d. h. mit allen üblichen Formen und Formeln jüdischer Verfluchung (s. Th. VI. S. 43) bekannt, entband zugleich alle Städte des Reiches aufs neue von ihrem Eide, und forderte sie zur Wahl eines anderen Kaisers auf, indem er dabei den Deutschen geradezu sagte, sie sollten auch dem zu ernennenden neuen König nur so lange, als er ein guter Katholik sei, Gehorsam leisten (13. April 1346).

Ehe der Papst die Wahl des zum König der Deutschen auszuersiehenden Mannes veranstaltete, mußte er durchaus zuerst den Primas von Deutschland, Heinrich von Birneburg, entfernen, weil dieser dem Vaterlande mehr anhing, als dem französischen Papste. Clemens hatte ihn schon im ersten Jahre seiner Regierung durch wiederholte Drohungen vom Kaiser zu trennen gesucht; er hatte nachher, um ihn zu kränken, die böhmische Kirche, die bis dahin dem Erzbischof von Mainz untergeben gewesen war, für unabhängig erklärt und den Erzbischof von Prag unmittelbar dem Papste untergeordnet; jetzt schritt er in demselben Jahr, als er Ludwig stürzen ließ, auch gegen Heinrich von Mainz zum Außersten. Auch hierbei ließ sich der Sprößling eines deutschen Fürstenhauses, Gerlach von Nassau, des Kaisers Adolf Enkel, als Werkzeug gebrauchen. Heinrich ward ohne Weiteres abgesetzt und Gerlach statt seiner zum Erzbischof von Mainz ernannt. Nachher wurden der Erzbischof von Köln und der arme Kurfürst Rudolf von Sachsen, der Eine durch eine geringe Summe Geld, der Andere dagegen durch das Versprechen von nicht weniger als hunderttausend Mark, gewonnen. Nachdem auf diese Weise Alles gehörig vorbereitet war, kamen die Kurfürsten von Trier, Köln, Böhmen und Sachsen mit Gerlach zu Rense zusammen, und erwählten unter dem Vorwande, daß seit Johann's XXII. Verordnung Ludwig aufgehört habe, deutscher König zu sein, Johann's von Böhmen Sohn, welcher als Kaiser Karl IV. heißt, an Ludwig's Stelle zum Reichsoberhaupt (Juli 1346). Ludwig von Brandenburg und Rudolf von der Pfalz erkannten diese Wahl ebenso

wenig an, als Heinrich von Birneburg, welcher sein Bisthum keineswegs aufgegeben hatte.

Der Kaiser Ludwig befand sich damals im südlichen Tyrol, wo er mit den Vorbereitungen zu einem neuen Zuge nach Italien beschäftigt war. Auf die Nachricht von der Erwählung Karl's eilte er sogleich an den Rhein, hielt zuerst in Speier eine Versammlung der Reichsstände und dann eine noch glänzendere in Frankfurt, und zog hierauf den Rhein hinab, während seine Gemahlin aus den Niederlanden Truppen gegen Karl und seine Anhänger ausschickte. Karl war unterdessen, nachdem die Bürger der Krönungsstadt Aachen ihm ihre Thore verschlossen hatten, aus Deutschland gewichen, und hatte sich mit seinem Vater zu dem französischen Heere begeben, welches gegen die Engländer ausgezogen war. Dieses lieferte unmittelbar darauf (August 1346) die unglückliche Schlacht bei Cressy, in welcher Johann von Böhmen auf eine abenteuerliche Art das Leben verlor; Karl selbst hat, wiewohl es von einigen Chronikschreibern behauptet wird, höchstwahrscheinlich keinen Antheil an der Schlacht genommen. Der Tod des unruhigen Königs von Böhmen nützte den Deutschen nichts, desto mehr aber der böhmischen Nation; denn seine tolle Verschwendung hörte auf, und Karl, welcher weniger als sein Vater an Luxemburg hing, und von der deutschen Königswürde nur mittelbar einigen Vortheil hoffen konnte, war sein ganzes Leben hindurch bemüht, Böhmen als sein Erbland zu einem mächtigen Reiche zu machen. Dagegen litten Baiern und Tyrol durch die Erwählung Karl's sehr, weil Ludwig, um sowohl die Kosten seiner Kriegszüge gegen diesen aufzubringen, als den Aufwand seiner politischen und diplomatischen Reisen zu bestreiten, harten Druck in seinen Erblanden üben mußte. Im übrigen Deutschland machte der zerrissene Zustand des Reiches und die Unabhängigkeit jeder Stadt, jedes Fürsten und jedes Edelmannes, sowie der wenigen Bauern, welche das uralte Recht der Gemeinden sich selbst zu verwalten gerettet hatten, die Entbehrung eines allgemeinen Oberhauptes weniger fühlbar; auch war es den Meisten ziemlich gleichgültig, ob der Mann, der für Geld und gute Dienste Urkunden unterschrieb und unterschiegelte, Ludwig oder Karl hieß.

Karl war nach der Schlacht bei Cressy an den Rhein zurück-

gekehrt, und hatte sich, da die Nachener ihn auch jetzt in ihre Stadt nicht einließen, in Bonn krönen lassen (November 1346). Von da begab er sich nach Wien, um Albrecht von Östreich, den edelsten und weisesten der deutschen Fürsten, der sich noch kurz vorher dem Papste vergebens zum Vermittler des Streites mit Ludwig angeboten hatte, von des Baiern Partei abzuziehen. Mit Karl erschien auch König Ludwig von Ungarn zu dem gleichen Zwecke; Albrecht wies aber, obgleich er dem Papste sonst sehr ergeben war, den Antrag der beiden Könige von sich. Nachher trat Karl einerseits mit den Italiänern, welche Ludwig durch seine Anstalten zu einem neuen Römerzug erschreckt hatte, in Verbindung, und regte andererseits die Schwaben auf, welche glaubten, Ludwig wolle ihnen jetzt wirklich seinen Sohn Stephan zum Herzog aufdringen. Allein er mußte auch hier seine Pläne scheitern sehen. Als er kaum nach Trient gekommen war und seine Freunde um sich vereinigt hatte, ward er beim Herannahen eines baierisch-tyrolischen Heeres von diesen sogleich wieder verlassen, und mußte nach Böhmen zurückweichen. Die Schwaben erhoben sich zwar, nachdem sie einen förmlichen Bund gegen Ludwig geschlossen hatten, und Karl eilte zu ihrer Unterstützung an den Rhein; er selbst kam aber nur, um eilig zurückzuziehen, und die Schwaben waren nicht glücklicher, als er; denn Stephan brachte sie durch die Truppen der Städte in kurzer Zeit zur Unterwerfung. Am unglücklichsten war die deutsche Nation, deren Ansehen mit dem Ansehen des Kaiserthums zugleich unterging, wie ein einziger Blick auf die Lage des Reiches zeigen wird. Es ward nämlich der Streit der beiden Gegenkaiser von den Fürsten und der Ritterschaft benutzt, nicht blos um sich ihre Anmaßungen und Frevelthaten durch Privilegien des einen oder des anderen Kaisers bestätigen zu lassen und bei der Nachwelt den Raub der unveräußerlichen Rechte ihrer Mitbürger durch beschriebene und untersiegelte Pergamente zu rechtfertigen, sondern auch um jeden, der sich ihrer nicht durch Bewaffnung und Übung oder durch den Schutz der Mauern erwehren konnte, seiner Habe zu berauben oder zum Leibeigenen zu machen. So bereicherten sich, im Trüben fischend, die Grafen von Westenburg und Isenburg, indem sie vorgeblich Ludwig's Sache gegen den Erzbischof von Trier vertheidigten, auf Kosten der Trierischen

Unterthanen, die Fürsten von Hessen, Meissen und Henneberg aber unter dem Schein des Kampfes für den Pabst und für Gerlach von Nassau auf Kosten der Mainzer Kirche.

Mitten in dieser allgemeinen Verwirrung starb Ludwig am 11. Oktober 1347 eines schnellen Todes. Er wurde bei einem heiteren Mahle plötzlich krank, ritt, um sich wieder herzustellen, auf die Jagd, und fiel, gerade als er eines aufgespürten Bären ansichtig wurde, sterbend vom Pferde. Sein Tod machte den Unordnungen und Fehden in Deutschland kein Ende. Im Gegentheil, diese vermehrten sich, und die Wiederherstellung der Einigkeit zwischen Kirche und Staat, die vielleicht den Seelen im künftigen Leben vortheilhaft sein mochte, mußte gar zu theuer mit zeitlichen Rechten und Gütern unserer Nation erkaufte werden. Man ward nachher mit Verwunderung inne, daß die Spaltung der Kirche und des Reiches, über die man dreißig Jahre lang bitter geklagt hatte, viel heilsamer für Leib und Seele der Deutschen gewesen sei, als die Ausöhnung mit dem Pabste je werden könne.

7. Italien bis auf Karl's IV. Römerzug.

In Italien schien nach dem Abzuge Ludwig's des Baiern alle Macht wieder an den Pabst zu kommen; denn sein getreuer Verbündeter und Vasall, Robert, war in Ober- und Mittelitalien mächtig, die Visconti schlossen Friede mit der Kirche, und die Kardinäle Bertrand von Poggetto und Johann Orsini hatten mit ihren Truppen die Romagna und andere Gegenden besetzt. Allein dieses Gebäude der wiederhergestellten päpstlichen Macht blieb nur kurze Zeit bestehen; die Freundschaft der Visconti zeigte sich bald als eine bloß diplomatische und als eine treulose; die Scala, die Este, die Gonzaga und selbst Venedig sahen mit Besorgniß die Gewalt der Schlüssel durch die Macht des Geldes und des Schweres verstärkt, und widerstrebten der päpstlichen Herrschaft; die beiden Kardinäle wurden aus allen von ihnen besetzt gehaltenen Städten verjagt, und mußten das Feld ganz räumen; Robert von Neapel endlich beschäftigte sich in den letzten Jahren seines Lebens fast zu sehr mit der Wissenschaft und Kunst des Alterthums, welche damals wieder erwacht war und dem neueren Leben angepaßt wurde. Mit dem Schwinden des päpstlichen und kaiserlichen An-

sehens in Italien lehrte die frühere Anarchie zurück, und diese ward von den Visconti, den Venetianern und den Florentinern zur Begründung und Ausbreitung einer neuen, weder den Papst noch den Kaiser anerkennenden Staatsgewalt benutzt. In Rom ließ man sich zwar der Form nach den Papst als Oberherrn, so wie Robert von Neapel als Senator und Reichsverweser gefallen. Beide hatten aber auf die Regierung, Verwaltung und Polizei der Stadt nur sehr geringen unmittelbaren Einfluß. Dies geht deutlich aus einer gleichzeitigen, in der Volkssprache geschriebenen Geschichte Rom's hervor, deren Verfasser den Geist und Charakter seiner Landsleute nicht sowohl künstlerisch beschreibt, als vielmehr in der ihnen eigenthümlichen bizarren Form natürlich darstellt, und uns die ganze Originalität einer von Natur, nicht durch Bildung und Lehre geistreichen Menschenklasse vor Augen führt. Das Volk erwählte die Mitglieder des Raths, die Richter und die Beamten, und genoß scheinbar einer ausgelassenen Freiheit, war aber in Wirklichkeit der Slave seiner Großen und ebenso arm als faul; denn die Familien Colonna und Orsini, welche die größten Güter und die bedeutendsten Burgen außerhalb und innerhalb der Stadt besaßen, hatten alle Gewalt, und die große Masse der Römer bestand aus bloßem Gesindel, welches von der einen oder der anderen dieser Familien abhing. Die gewählten Obrigkeiten dienten daher der Gewalt der kleinen Tyrannen, die Landstraßen waren unsicher, Raub, Mord, Entführung und Mißhandlung von Jungfrauen und Weibern waren alltägliche Erscheinungen, und die Behörden wehrten dem Unfuge nur selten, weil sie entweder nicht konnten oder, was meistens der Fall war, nicht wollten.

Wenn man von diesen Scenen der Rohheit und Verwirrung auf die gleichzeitige Poesie und Literatur Italiens blickt, so erkennt man, daß die höchste und schönste Blüthe des menschlichen Geistes nur im Taumel anarchischer Freiheit sich entfaltet. Dasselbe sehen wir im alten Griechenland; es scheint daher, als wenn da, wo die Geseze verstummen, hohe Begeisterung und ächt menschliche Wissenschaft göttliche Herrscherinnen werden, statt daß sie in geordneten Staaten der Staatsökonomie und dem Luxus als Mägde dienen. Dante, Petrarca, Boccaccio, die beiden Guido (Guinicelli und Cavalcanti) und viele Andere wurden in jenen Zeiten

durch Poesie und Redekunst, Dino Compagni und Johann Villani durch Geschichtschreibung den Größten unter den Alten gleich. Sie alle erneuten das Andenken an Rom's ehemalige Herrlichkeit, der Enthusiasmus für die Schriftsteller des Alterthums ward Schwärmerei und Mode, und ergriff sogar auch das tiefgesunkene, aber stets originelle und geistreiche römische Volk. Repräsentant der geistigen Bildung einer freien, wenn gleich wilden Zeit war für diese Zeit der begeisterte Bewunderer Rom's, Petrarca, welcher, wie Seneca an Nero's Hofe (s. Th. IV. S. 336 ff.), mitten unter den Lastern von Avignon die Tugend predigte und, umgeben von Wollust, reine himmlische Liebe sang, wie Pindar aus den Lastern seiner Götter Tugenden schuf. Mit einem von reiner Vaterlandsliebe geleiteten Eifer und Enthusiasmus, den unser industriöses und naturwissenschaftliches Zeitalter und unsere nordische Kälte nicht einmal begreifen kann, idealisirte er als Dichter und Redner das alte Rom, und wollte zu einer Zeit, da diese Stadt aus der Hauptstadt der christlichen Welt gewissermaßen eine Räuberhöhle geworden war, die Reinheit der römischen Sprache und die Blüthe der Literatur wiederherstellen. Er wurde vom Volke als Repräsentant der alten römischen Zeit, von den Fürsten als Weiser verehrt, von Allen, welche Bildung suchten, als Orakel befragt, und auf die Weise zur Bedeutung einer europäischen, zugleich vom Papst und vom Kaiser geachteten Macht erhoben. Man kam deshalb auch zuletzt auf den Einfall, ihn als König der Gebildeten und Dichter zu krönen, und führte dies im April 1341 aus, wo er auf dem Kapitol, in Gegenwart einer großen Volksmenge, von dem Senator oder höchsten Beamten der römischen Republik mit dem Lorbeerfranze geschmückt ward. Diese sonderbare Ceremonie diente nicht sowohl, um Petrarca's Ansehen zu vermehren, als um die Römer zu wecken, da auch Petrarca der alten Größe der gesunkenen, nur noch durch Trümmer merkwürdigen Stadt dadurch gehuldigt hatte, daß er die Krönung auf dem Kapitol der neapolitanischen vorzog, welche nachher Robert, ein großer Verehrer der wieder erwachten Wissenschaft und Kunst, mit orientalischer Pracht halten ließ.

Petrarca's Krönung zu Rom, die Begeisterung, aus welcher sie entsprang und die durch sie vermehrt und verbreitet ward, ver-

schaffte allein einem von Petrarca's Freunden und Bewunderern die politische Bedeutung, die ihn zweimal zum Herrn von Rom machte. Dieser Mann war Nikolaus Laurentius oder, wie er beim Volke genannt wurde, Cola Rienzi. Er gehörte zu der zahlreichen Klasse von Leuten, die sich damals mit gerichtlichen Geschäften abgaben und durch eine aus den Alten geschöpfte Beredsamkeit zu glänzen suchten. Das Letztere war es wohl allein, was den an sich unbedeutenden Mann zu der Ehre brachte, der römischen Gesandtschaft beigelegt zu werden, welche 1342 in Begleitung Petrarca's nach Avignon geschickt ward, um dem Papst Clemens VI. zu seiner Erwählung Glück zu wünschen und ihn dringend zur Rückkehr nach Rom einzuladen. Rienzi führte bei dieser Gelegenheit das Wort, blieb, als Clemens Hoffnung machte, in Avignon zurück, und arbeitete in Verbindung mit Petrarca für die Rückkehr des Papstes in die alte Hauptstadt der Welt. Allein weder er noch selbst Petrarca, der damals eine poetische Aufforderung nebst einer Schilderung von Rom's Heilighümern entwarf, drangen durch, und Rienzi sank zu Avignon ganz in Dunkelheit, bis er vier Jahre später nach Rom zurückgesandt wurde und dort seine merkwürdige Rolle zu spielen begann.

Während dieser Zeit erreichten Anarchie und Verwirrung im mittleren und unteren Italien dieselbe Höhe, welche sie im oberen schon lange erreicht hatten; denn Robert starb 1343, und jene beiden Landstriche, die er väterlich und königlich beherrscht hatte, wurden eine Beute ritterlicher Räuber oder leichtsinniger und verbrecherischer Regenten. Italien war schon längst ein Tummelplatz, roher Abenteurer aus allen Ländern Europa's. Diese Krieger oder, wie man sie gewöhnlich nannte, die Condottieri bildeten nach dem Beispiel der Catalanier und Aragonier, welche den Krieg der sicilianischen Könige gegen das Haus Anjou führten, und nach denen sie Alle ohne Rücksicht auf ihre Herkunft häufig Catalanier genannt wurden, sogenannte Compagnieen oder Banden, und nahmen unter irgend einem ausgezeichneten Krieger bald bei diesem, bald bei jenem Staate oder Tyrannen Dienste, verkauften sich aber stets ohne Bedenken wieder jedem Anderen, der ihnen mehr Geld bot. Der erste Italiäner, welcher eine solche Compagnie bildete, war Malatesta aus dem

Geschlecht der Herrscher von Rimini, der erste deutsche Anführer von Condottieri war der Graf oder, wie er auch genannt ward, Herzog Werner. Der Letztere sammelte in Schwaben mehrere tausend Mann zu Fuß und zu Pferde, die sich dann, von Weibern und Gesindel umgeben, gleich einem verwüstenden Waldstrom über die Romagna ergossen, und hier solchen Schrecken verbreiteten, daß die kleineren Herren der von ihnen bedrohten Gegenden, die Este, die Scala und Andere, auf eine kurze Zeit ihrer gegenseitigen Eifersucht entsagten und einen Bund gegen das deutsche Raubvolk schlossen. Doch konnten sie sich der Räuber nur mit Geld entledigen, und selbst dieses Mittel half bloß für den Augenblick.

Robert von Neapel hatte sich in den letzten Jahren mit dem Plan der Eroberung Siciliens beschäftigt, weil dort nach dem Tode des Königs Friedrich II. (1337) zuerst der schwache Sohn desselben, Peter II., regierte und, als dieser schon 1342 gestorben war, sein vierjähriger Sohn Ludwig folgte; der alte, fast achtzigjährige Robert starb aber mitten in diesen Plänen (1343), und sein Tod füllte Neapel mit denselben Gräueln und gab es denselben Horden preis, durch welche das übrige Italien zerrüttet ward. Robert, dessen einziger Sohn schon 1328 gestorben war, hinterließ sein Reich der älteren von den beiden Töchtern desselben, Johanna I., welche er mit dem ungarischen Prinzen Andreas, dem Sohne seines Neffen Karl Robert, vermählte (s. S. 97 f.). Johanna besaß von Natur alle glänzenden Eigenschaften einer Königin, und war durch Unterricht und Erziehung noch mehr mit denselben ausgestattet worden, es fehlte ihr aber dagegen jede Eigenschaft eines guten Weibes, einer edeln Genossin des Lebens und einer künftigen Mutter, und sie verachtete den für sie in Neapel erzogenen Prinzen Andreas, noch ehe er ihr Gemahl ward. Robert hatte das Unglück, welches dem Reiche daraus zu entstehen drohte, vorhergesehen, und deshalb die Verfügung getroffen, daß Johanna und Andreas bis zu ihrem fünfundzwanzigsten Jahre unter der Vormundschaft seiner Wittve und eines Regentschaftsraths stehen sollten. Kaum war er aber gestorben, als Johanna in ihrem Leichtsinne weder nach seinen Verfügungen fragte, noch irgend sonst eine Rücksicht nahm. Sie verschmähte ihren Gemahl, welcher wenig liebenswürdig war, begann ein wildes, wüstes Leben, ver-

ordnete und verschenkte, was ihr einfiel, kränkte die Ungarn, welche ihren Gemahl umgaben, und gewährte einer ehemaligen Wäscherin, sowie anderen gemeinen Menschen den Haupteinfluß am Hofe. Diese Zwietracht und Unordnung gab nicht nur dem Papste Gelegenheit, sich als Oberlehensherr geltend zu machen, sondern sie weckte auch zugleich den Ehrgeiz derjenigen Prinzen des königlichen Hauses, welche von den beiden verstorbenen Brüdern Robert's, den Fürsten von Tarent und Durazzo, abstammten. Einer dieser Neffen Robert's, Karl von Durazzo, entführte die Schwester der Königin, Maria, welche nach Robert's Verordnung entweder den König Ludwig den Großen von Ungarn, einen älteren Bruder des Andreas, oder den Sohn und Erben des Königs von Frankreich hatte heirathen sollen, ließ sich mit ihr vermählen, und setzte dadurch zugleich die ungarische Partei am Hofe und die Umgebung der Königin Johanna in Verlegenheit und Wuth. Der Papst hatte schon vorher in einer Bulle sowohl alles das, was Robert, ohne ihn zu fragen, über die Verwaltung nach seinem Tode verordnet hatte, als auch die Schenkungen der Johanna für ungültig erklärt, und als der König von Frankreich, an den sich das Haus Anjou wandte, die päpstliche Einnischung in die weltlichen Angelegenheiten Neapel's hinderte, ließ sich Clemens VI. zuerst von der leichtsinnigen Königin eine Urkunde über seine Rechte im neapolitanischen Reiche ausstellen, und befahl dann, durch ungarisches Geld bewogen, die Krönung des Andreas, welche Johanna bisher zu hintertreiben gewußt hatte. Das Letztere schreckte Johanna und ihre Partei doppelt, weil Andreas Mutter, Elisabeth, kurz vorher mit vielem Gelde nach Neapel gekommen war und ungarische Beamte mitgebracht hatte, welche sich der Reichsangelegenheiten bemächtigten. Die feierliche Krönung des Andreas, der seither nur den Titel eines Herzogs von Calabrien geführt hatte, mußte diesem und seiner Partei größeres Ansehen verschaffen; die Anhänger der Johanna beschloßen daher, der ihnen drohenden Gefahr durch die Ermordung des Andreas zuvorzukommen, und Johanna selbst war dabei mitwissend. Wir tragen kein Bedenken, den letzteren Umstand zu behaupten, obgleich Petrarcha das Gegentheil sagt; denn dieser Dichter, dessen Schülerin und Verehrerin Johanna war, hat Beredsamkeit und poetischen Schmuck stets

höher geachtet, als die dürre Wahrheit, sowie ihm Bildung mehr gegolten hat, als Tugend. Die Sache selbst darf uns nicht befremden, weil die allgemeine Erfahrung und die Geschichte der Höfe, der großen Hauptstädte und der südlichen Völker uns lehrt, daß eine junge Frau, welche einmal dem Gefühl der Scham und Ehre öffentlich enisagt hat, besonders wenn sie auf poetische und geistige Bildung trogt und von der Welt, von Dichtern und Gelehrten angebetet wird, bald genial die Meinung der Menschen verachtet und vor keinem Laster mehr zurückbebt. Andreas ward durch seine Gegner auf ein Schloß bei Aversa gelockt und hier ermordet. Die That wurde, wie mehrere gleichzeitige Geschichtsschreiber berichten, in einem Nebenzimmer der Königin vollzogen, und obgleich Andreas von den Mördern erst nach langem Kämpfen, Ringen und Schreien erdrosselt werden konnte, so that doch seine Gemahlin, vor deren Ohren Alles vorging, nicht das Geringste zu seiner Rettung, sie stieß nicht einmal einen einzigen Hülfseruf aus. Auch nachher bekümmerte sie sich weder um die Beerdigung des Ermordeten, noch verfolgte sie die Mörder, ja, sie wollte nicht einmal den Sohn, den sie von Andreas hatte, als königlichen Prinzen auferziehen lassen. Nur um den lauten Unwillen des Volkes zu beschwichtigen, wurde eine Untersuchung angestellt und in Folge derselben eine Anzahl Leute hingerichtet; diese bestanden aber bloß aus den Handlangern beim Morde oder aus ganz Unschuldigen, deren Vermögen man einziehen wollte. Der Verdacht lastete indessen so sehr auf der Königin und auf den Prinzen von Tarent und Durazzo, daß die Hauptstadt der Provence, erbittert über die Frevelthat ihrer Herrin, den Pabst dringend um die Einleitung eines Kriminalverfahrens gegen sie bat, und daß König Ludwig von Ungarn zur Rache für seinen Bruder einen Kriegszug rüstete. Die wildeste Anarchie herrschte jetzt in Neapel.

Zu derselben Zeit brach in Rom eine förmliche Revolution aus. Cola Rienzi war durch Petrarcha, dem er als Enthusiast für Rom's Größe enge befreundet blieb, mit dem Kardinal Johann Colonna in Berührung gebracht worden, und dieser sah in Rienzi ebenso, wie in Petrarcha, ein tüchtiges Werkzeug, um Rom wieder in die Gewalt seiner Familie zu bringen. Als daher der Pabst mit Klagen über die Dhnmacht der damaligen Obrigkeit in Rom und über

den Mangel an Ordnung und Gerechtigkeit daselbst bestürmt ward, gab ihm Colonna den Rath, jenen burlesken Redner und Patrioten als seinen Kammerbeamten nach Rom zu schicken, damit er dort das Volk für den Papst gewinne und der neuen Aristokratie entgegen arbeite. Clemens VI. folgte diesem Rath, und schickte 1346 Rienzi nach Rom. Hier benutzte der phantastische Mann den öffentlichen Charakter, mit dem er als päpstlicher Beamter bekleidet war, um sich zum Wiederhersteller der altrömischen Freiheit und Herrlichkeit aufzuwerfen. Er versammelte das Volk in Kirchen und auf öffentlichen Plätzen, und reizte es gegen den raubenden und übermüthigen Adel auf. Zu diesem Zwecke bediente er sich der sonderbarsten Mittel. Er kitzelte die Ohren des Volkes durch übertriebene Schilderung der Thaten und Rechte des alten Rom und durch die Beschreibung des Ansehens, dessen das gemeine Volk der Stadt einst sogar in der Kaiserzeit genossen hatte (s. Th. IV. S. 251 f.); er ließ wunderliche allegorische Gemälde, deren Hauptgegenstände Rom, Troja, Karthago, Babylon und Jerusalem waren, an die Wände des Kapitols anpinseln, deutete dieselben dem Volke auf höchst originelle Weise, schilderte ihm den Unterschleif, der mit den Staatseinnahmen getrieben werde, und arbeitete zuletzt, von dem Legaten des Papstes unterstützt, den Plan zu einer Art von Staatsreform aus. Der Adel nahm im Anfang die Sache scherzhaft, und betrachtete den Volksredner als einen genialen Possenreißer; Stephan Colonna, einer der mächtigsten Großen von Rom, zog ihn sogar öfters zur Tafel. Bald ward jedoch die Sache ernster. Rienzi rief nämlich (April 1347) das ganze römische Volk, um ihm in Gegenwart des päpstlichen Stellvertreters seine Verfassungsvorschläge bekannt zu machen, zu einer Zeit auf das Kapitol, als die Mehrzahl der Ritterschaft der Ernte wegen auf ihre Güter gezogen war, weil sie in diesen Zeiten einer allgemeinen Auflösung der Ordnung ihrer Ernte nur durch bewaffnete Macht sicher sein konnte. Der Demagog hielt diesmal eine viel längere und heftigere Rede als gewöhnlich, ließ nach deren Beendigung durch einen Grafen, der zu seiner Partei gehörte, die fünfzig Artikel seiner neuen Staatsordnung vorlesen, und erlangte unter allgemeinem Beifallrufen die Zustimmung der Römer dazu. Das jetzt aufs neue zum Souverain erklärte Volk

erwählte ihn zu seinem Repräsentanten oder nach dem alten Ausdruck zum Volkstribunen, und beauftragte ihn, die beschlossene Reformation der Verfassung und Verwaltung der Stadt in Ausführung zu bringen; doch setzte man ihm den ebenfalls zum Volkstribunen ernannten Legaten des Papstes zur Seite.

Die Ritterschaft Rom's vermochte gegen dieses Treiben nichts, weil bei den unter ihr waltenden Parteiungen und Familienzwisten jede Vereinigung gegen einen gemeinschaftlichen Feind unmöglich war, und weil es daher für die im Grunde schon längst vorhandene Demokratie nur eines entschlossenen Mannes bedurft hatte, der sie geltend mache und die Macht des Volkes in seiner Hand vereinige. Zwar eilte Stephan Colonna, das Haupt des Adels, auf die Nachricht von dem, was in Rom vorgegangen war, mit seinen Reissigen sogleich dahin, und zerriß den ihm entgegengesandten schriftlichen Befehl Rienzi's zur Rückkehr; Rienzi ließ aber die Sturmlocke läuten, und Stephan mußte vor der zusammenströmenden Menge aus der Stadt entweichen. Der ganze übrige Adel ward gezwungen, die beiden Tribunen als rechtmäßige Obrigkeit anzuerkennen und ihnen förmlich Gehorsam zu schwören.

Rienzi suchte sich in seiner neuen Stellung anfangs dem Volke nützlich zu machen. Er ordnete Recht und Gericht, führte besonders eine strenge Kriminaljustiz ein, jagte die ritterlichen Räuber aus Rom, ließ einen von ihnen wie einen gemeinen Dieb hinrichten, warb sich eine Miliz von dreizehnhundert Mann zu Fuß und dreihundertsechzig Reitern, um sein Ansehen überall geltend zu machen und gehörig Polizei zu üben, und zerstörte sowohl die festen Paläste in der Stadt, als die Burgen auf dem Lande. Auch bewirkte er durch alles dies in der That, daß man über die glückliche Veränderung der Dinge laut frohlockte. Die unbedingte Herrschaft aber, die der Pöffenreißer ausübte, verwandelte ihn selbst bald in einen Despoten, und seine Eitelkeit machte ihn übermüthig. Er gab sich prächtig klingende Titel, prallte in seinem und des Volkes Namen auf lächerliche Weise, und schrieb an den Papst, an den Kaiser, an die Fürsten und Republiken Italiens und an alle Könige. Die Este, die Scala und die anderen Herren in Ober- und Mittelitalien antworteten dem Plebejer höhrend, Kaiser Ludwig aber und der König von Ungarn erwiderten sein

Schreiben höflich und freundlich, und Johanna von Neapel schickte sogar der Frau Tribunin ehrende Geschenke. Schon vier Monate nach seiner Ernennung zum Tribunen war Nienzi von seinem Glücke völlig trunken, und machte sich nicht nur lächerlich und verächtlich, sondern gab auch, als er aus Eitelkeit die Ehren des Adels zu besigen und sich seines Umganges zu erfreuen strebte, diesem die Gelegenheit, ihn durch Benutzung seiner Narrheit zu stürzen. Er ließ sich am 1. August mit feierlichen Ceremonien zum Ritter schlagen, lud in öffentlicher Volksversammlung den Papst, das Cardinals-Collegium, den Kaiser und die deutschen Kurfürsten, die es gewagt hätten, durch die Erwählung eines Kaisers in die Rechte des römischen Volkes einzugreifen, nach Rom vor, und erklärte sowohl mit Worten, als durch vier symbolische Schwertschläge nach den vier Himmelsgegenden laut und öffentlich, daß dem römischen Volke und seinem Repräsentanten die ganze Welt gehöre. Er zerfiel darüber auch mit dem päpstlichen Legaten, dessen Protestation er auf eine drollige Weise hintertrieben hatte; er hatte nämlich, als ein Notar dieselbe in der Volksversammlung vorlesen sollte, Pauken und Trompeten ertönen lassen, so daß niemand ein Wort verstehen konnte.

Nachdem Nienzi in seinem pössenhaften Treiben so weit gekommen war, blieb ihm nichts Anderes mehr übrig, als die Aristokratie ganz zu vernichten, um durch die Demokratie als Tyrann regieren zu können. Dies schien auch anfangs seine Absicht zu sein, er war jedoch dazu nicht consequent oder kräftig genug. Er ließ bald nachher die Häupter der großen Familien ins Gefängniß werfen; statt aber diese Gelegenheit zur Ausrottung des hohen Adels zu benutzen, begnügte er sich damit, ihn gedemüthigt zu haben, und entließ die Gefangenen wieder aus der Haft, wie wenn er sie und ihre Anhänger nur hätte auffordern wollen, endlich ihre Zwistigkeiten auf kurze Zeit zu vergessen, um mit vereinter Macht ihren gemeinschaftlichen Feind anzugreifen. In der That rüsteten sich auch der Adel und die Ritterschaft auf ihren Gütern, und zogen dann auf Rom los. Sie erlitten jedoch vor den Mauern der Stadt eine bedeutende Niederlage, und würden in Folge derselben ganz unschädlich geworden sein, wenn der eitle Tribun die geringste politische Klugheit oder auch nur einige ganz

gewöhnliche militärische Eigenschaften besessen hätte. Allein er erlag bald nachher seiner eigenen Thorheit. Der Legat Bertrand, welchem der Pabst die Untersuchung wegen des Königsmordes in Neapel übertragen hatte, ging von dort in Auftrag seines Herrn nach Rom, und kabalirte gegen den bereits ganz lächerlich gewordenen Tribun so lange im Stillen, bis das Volk der Narrheiten seines Oberhauptes müde war, und die Ritterschaft durch Hemmung der Zufuhr einen Mangel in Rom bewirkte; dann schleuderte er seinen Bannstrahl gegen Rienzi, ließ durch die Pfaffen das Volk aufreizen, und nahm einen wilden neapolitanischen Grafen, welchen König Robert seiner Verbrechen wegen zu ewigem Gefängniß verdammt hatte, in seine Dienste. Dieser errichtete in den Straßen Barrikaden, während von Außen der Adel die Stadt angriff. Jetzt sah sich der Tribun zu seinem Schrecken vom Volke verlassen. Er ließ vergebens einen ganzen Tag und eine Nacht hindurch von einem Juden die Sturmglocke läuten, und versuchte vergebens seine Beredsamkeit beim Volke, dieses ergriff die Waffen nicht, und Rienzi mußte deshalb aus Rom entweichen (December 1347). Er suchte und fand beim König Ludwig von Ungarn, welcher damals im Besiz von Neapel war, eine Zuflucht. Die in die Stadt zurückgekehrte Ritterschaft hauste gleich wieder nach der alten Weise; sie höhnte und mishandelte das Volk, ließ, was uns einen Begriff von ihrer gewöhnlichen Adelsjustiz geben kann, auf den Wänden des Kapitols Rienzi und seine Freunde an den Beinen aufgehangen abmalen, und erweckte im Volke sehr bald Neue über die dem Tribun bewiesene Kälte, sowie die Sehnsucht nach der Wiederkehr desselben und seiner Volksjustiz. Rienzi kam nicht lange nach seiner Vertreibung in den Kirchenstaat zurück, trieb hier den Legaten und die Ritterschaft noch einmal auf kurze Zeit in die Enge, und drohte noch gefährlicher zu werden, als der Herzog Werner und seine Raubschaar sich geneigt zeigten, in seine Dienste zu treten. Allein Werner erhielt gleich nachher eine Einladung von der Königin Johanna, und folgte derselben, weil er seine Rechnung dabei besser fand. Der römische Tribun ging darauf nach Prag zum Kaiser Karl IV., der als Petrarca's Freund auch der seinige sein mußte. Er wurde von diesem zwar auf Verlangen des Pabstes nach Avignon ausgeliefert und hier ins

Gefängniß gesetzt; der Pabst schickte ihn aber später, nachdem er ihn hatte vor Gericht stellen und freisprechen lassen, wieder nach Rom, wo dann Rienzi noch einmal auf kurze Zeit herrschte.

Während Rienzi in Rom seine politische Poesie gespielt hatte, war Neapel der Schauplatz eines gräßlichen Trauerspiels gewesen. Der Pabst hatte dort durch einen eigens gesandten Oerrichter eine Untersuchung anstellen lassen, jedoch so, daß dieser die Königin und die Prinzen von Geblüt schonte und, um sie, die Hauptschuldigen, zu retten, eine große Zahl anderer Mitschuldigen grausam martern und hinrichten ließ. Dies erbitterte den König Ludwig, der bereits einen Rachekrieg für seinen ermordeten Bruder beschlossen hatte, noch mehr. Er rüstete ein aus Miethlingen bestehendes Heer, da er für eine so entfernte Unternehmung seine Ungarn nicht aufbieten durfte, und diese größtentheils deutsche Schaar ward während des Zuges durch Italien immer zahlreicher. Ludwig fand auf seinem Marsche nur von Seiten des päpstlichen Legaten Bertrand im Kirchenstaat einiges Hinderniß; da aber der berühmte Condottiere Malatesta, sowie die Ritterschaft und die kleineren Herren von Mittelitalien sich an ihn angeschlossen, so konnte ihn Bertrand nicht aufhalten, und auch der Bannfluch, mit welchem dieser ihn bedrohte, hatte keine Wirkung. Unterdessen war der Graf von Fondi, welcher die Unzufriedenen in Neapel um sich gesammelt hatte, mit ihm in Verbindung getreten, und Johanna selbst hatte sich zwar dadurch, daß sie dem in Sicilien herrschenden Hause Aragonien die Insel förmlich abtrat, von der einen Seite für den bevorstehenden Kampf zu decken gesucht, war aber zugleich unvorsichtig genug gewesen, durch einen leichtsinnigen Schritt die Verwirrung und Unzufriedenheit im Lande zu vermehren. Sie hatte nämlich, ohne die päpstliche Dispensation einzuholen, ihren Vetter Ludwig von Tarent geheirathet, und dadurch den Prinzen Karl von Durazzo, den Gemahl ihrer Schwester Maria, der den nächsten Anspruch an den Thron hatte, so gekränkt, daß derselbe mit Ludwig von Ungarn in Verbindung trat. Unter diesen Umständen und bei der auch damals sich bewährenden Unfähigkeit der neapolitanischen Truppen zur Vertheidigung des Vaterlandes war der Ausgang des bevorstehenden Kampfes leicht vorauszusehen. Ludwig von Tarent ward bei Capua nach einem Kampfe von wenigen

Stunden geschlagen (Januar 1348), und dieses Treffen, welches wir ein Vorpostengefecht nennen würden, entschied das Schicksal des Reiches. Alle Prinzen des königlichen Hauses verließen bei der Annäherung des ungarischen Heeres die Königin, die Stadt Neapel schickte eine Deputation an den König von Ungarn, um ihn als rechtmäßigen Herrn zu begrüßen, und Johanna mußte nebst ihrem Gemahle eiligst die Flucht ergreifen. Der Letztere suchte in Toscana Zuflucht, Johanna selbst begab sich in die Provence, wo sie sogleich von einigen Baronen des Landes verhaftet ward, angeblich wegen der Ermordung ihres Gemahls, in der That aber weil sie den Plan gehabt hatte, die Provence an die französische Krone zu verkaufen. Sie fand sich mit den Baronen dadurch ab, daß sie in einer Urkunde das Versprechen gab, die Provence nie zu veräußern und nur Eingeborene zu Stellen und Ämtern zu befördern. Dann bestach sie den Pabst, indem sie ihm die Stadt Avignon mit der Hälfte der Grafschaft Venaissin für die unbedeutende Summe von achtzigtausend Goldgulden, die man auf sechsmalshundert fünfzigtausend Gulden oder dreimalshundert sechzigtausend Thaler unseres Geldes berechnet, verkaufte, was nachher der Pabst durch Kaiser Karl IV. als den eigentlichen Herrn der zum Reiche Arelate gehörenden Lande Provence und Dauphiné bestätigen ließ. Hierauf hielt sie mit ihrem Gemahl, der ihr von Italien her nachgefolgt war, einen königlichen Einzug in die Stadt Avignon, ließ durch den Pabst ein Gericht wegen des Mordes ihres Gemahls bestellen, führte vor demselben die Komödie eines rührenden Geberdenspieles und einer in Petrarcha's Styl gehaltenen Vertheidigungsrede auf, und ward für unschuldig erklärt.

Unterdessen hatte sich in Neapel der Zustand der Dinge wieder geändert. Ludwig von Ungarn hatte gleich nach seinem entscheidenden Siege den Prinzen des königlichen Hauses ein großes Gastmahl gegeben und dabei Karl von Durazzo an der nämlichen Stelle, an welcher Andreas erdroffelt worden war, vor seinen Augen ermorden, die anderen Prinzen aber verhaften und nebst dem Sohn der Johanna nach Ungarn bringen lassen. Der Letztere starb dort schon nach kurzer Zeit. Nachdem Ludwig auf solche Weise den Tod seines Bruders gerächt, zog er feindlich und drohend an der Spitze seines Heeres in Neapel ein, und nahm von dem

Königreich förmlich Besiz. Er konnte jedoch nicht lange bleiben, weil es ihm an Geld zur Bezahlung der Söldner fehlte und seine Anwesenheit in Ungarn nöthig war. Er kehrte deshalb im Juni 1348 dahin zurück, nachdem er überall deutsche und ungarische Statthalter bestellt hatte. Die Neapolitaner wurden der drückenden fremden Herrschaft bald müde, und schickten eine Gesandtschaft nach Avignon, um Johanna zur Rückkehr auffordern zu lassen. Diese miethete darauf Söldner und Schiffe, und derselbe Pabst Clemens VI., welcher früher in einem Briefe dem ungarischen Könige über die Anwerbung des Herzogs Werner und seines Raubgesindels die heftigsten Vorwürfe gemacht hatte, nahm es dem Gemahl der Johanna keineswegs übel, daß er die nämlichen Leute zur Vertreibung der Ungarn miethete. Ludwig von Tarent ließ sich sogar, als er in Neapel eingezogen war, von demselben gräßlichen Werner, den der Pabst in jenem Briefe mit einem reißenden Thiere verglichen hatte, zum Ritter schlagen. Deutsche Söldner kämpften übrigens damals für und gegen Johanna und ihren Gemahl; denn Ludwig von Ungarn hatte bei seiner Abreise die Bertheidigung des Landes deutschen Miethlingen anvertraut, deren Führer zwei Herren von Wolfhart waren. Außer den Deutschen stritten nur die provenzalischen Ritter, welche des Gewinnes wegen der Johanna gefolgt waren, tapfer; die Neapolitaner selbst thaten in diesem Kriege wenig, und unterlagen gewöhnlich, wenn sie im Feld erschienen. Alles kam übrigens darauf an, ob Johanna oder Ludwig von Ungarn am meisten Geld hatte; denn die Deutschen waren und blieben nur dem Theil ergeben, der ihnen am meisten zahlte. Schon 1349, als der von Ludwig mit einem Heere und mit bedeutenden Summen gesandte Stephan von Siebenbürgen im Neapolitanischen erschien, trat Herzog Werner zu den Ungarn über. Der Krieg ward von den rohen Söldnerschaaren mit wahrer Barbarei geführt; ganze Städte, und zum Theil sehr bevölkerte und blühende, verschwanden damals, die schöne Terra di Lavoro wurde in eine Wüste verwandelt, und die Habsucht der deutschen Führer, welche den französischen Generalen Napoleonischer Zeit sehr ähnlich waren, zeigte sich in wahrhaft kanibalischen Grausamkeiten. Könnte freilich ein Deutscher, wie die Franzosen und Engländer zu thun pflegen, über der bloßen Übung im Felde, dem rohen Muth und

der militärischen Geschicklichkeit jede andere Eigenschaft übersehen, so würde er in diesem Kriege Gelegenheit genug finden, die Tapferkeit und poetische Ritterlichkeit seiner durch Mord, Brand und Treubruch gebrandmarkten Landsleute zu preisen. Im Jahre 1350 erschien der ungarische König selbst zum zweiten Male mit einem Heere in Italien. Die Schiffe zur Überfahrt hatte er von den Johannitern erhalten, welche ihm durch Einräumung einer dalmatischen Burg zu Dank verpflichtet worden waren, und der Prior dieses Ritterordens, der ihn begleitete, spielte nicht bloß an der Spitze der unter seinen Fahnen vereinigten provenzalischen Johanniter in Neapel, sondern nachher auch als Anführer einer berühmten Söldnerbande in allen Gegenden unter dem Namen *Fra Morialis* die bedeutendste Rolle.

Der ungarische König besetzte gleich nach seiner Ankunft einen Theil des Königreichs, viele befestigte Orte vertheidigten sich aber mit hartnäckiger Ausdauer gegen ihn, und sein größtentheils aus Ungarn bestehendes Heer schwand nach und nach durch Krankheit und Mangel zusammen. Auch Johanna befand sich in großer Verlegenheit. Sie war bereits auch mit ihrem zweiten Gemahl nicht mehr im besten Vernehmen, die Genuesen wurden an ihr zu Beräthern, und Raynald von Baux, den sie mit einer kleinen Flotte aus der Provence hatte kommen lassen, damit er sie im Nothfall nach Marseille bringe, benahm sich wie ein Miethling. Er unterhandelte bald mit ihr, bald mit dem ungarischen König, erhob in Neapel Abgaben von den einlaufenden Schiffen, raubte Karl's von Durazzo Wittve, die Schwester der Königin, zwang sie mit Gewalt, seinen Sohn Robert zum Gemahl zu nehmen, und veranlaßte dadurch neue Verbrechen. Als er nämlich wegen dieser Gewaltthat mit Johanna und ihrem Gemahl in persönliche Unterhandlung trat, ermordete ihn der Letztere mit eigener Hand und warf seinen Sohn in den Kerker. Diesen ließ später seine Gemahlin Maria vor ihren Augen grausam morden und aus dem Thurme, in welchem er gefangen gehalten wurde, auf den Strand werfen. So bedenklich übrigens auch die Verhältnisse für Johanna waren, so ging es doch ihrem Gegner nicht besser. Dieser befand sich nämlich bald in einer ähnlichen Lage, in welche unsere deutschen Kaiser gewöhnlich kamen, wenn sie in Italien gesiegt hatten. Außerdem

war seine Rückkehr nach Ungarn dringend nöthig geworden, weil die Polen, deren Reich er einst erben sollte, von den Litthauern hart bedrängt wurden. Unter diesen Umständen war es ihm sehr erwünscht, daß die päpstliche Vermittelung, die er vorher stets verschmäht hatte, ihm Gelegenheit und Vorwand gab, sich mit Ehren aus dem neapolitanischen Kriege zu ziehen; er konnte dieselbe um so eher annehmen, als er schon vorher immer erklärt hatte, daß er nicht um Neapel zu erobern, sondern um seines Bruders Andreas Tod zu rächen, ausgezogen sei. Der letztere Punkt war daher auch die Grundlage des Waffenstillstandes, den er im Oktober 1350 unter päpstlicher Vermittelung auf sechs Monate schloß. Der Pabst sollte mit seinen Kardinälen die Ermordung des Andreas untersuchen, und wenn Johanna schuldig befunden werde, so sollte das Reich Neapel dem ungarischen König übergeben werden, im entgegengesetzten Falle aber der Königin Johanna verbleiben. Dadurch ward die Entscheidung über Neapel in die Hände des Pabstes gegeben. Übrigens ließ Ludwig von Ungarn bei seinem Abzuge den deutschen Söldnerhauptmann Konrad von Wolfhart, den Johanniter-Prior Fra Morialis und seine Ungarn in den von ihm besetzten Plätzen des Neapolitanischen zurück.

Johanna gerieth unmittelbar nachher in große Verlegenheit, weil sie eines Theils durch Verletzung der 1348 eingegangenen Verpflichtungen in der Provence Unruhen hervorgerufen hatte, und weil anderes Theils Pabst Clemens VI. in seinen letzten Tagen Neue über seine treulose Justiz empfand, und endlich den Mord des Andreas ernstlich untersuchen lassen wollte. Sie beschwichtigte die provenzalischen Herren durch Nachgiebigkeit, aus den Gefahren eines peinlichen Prozesses aber ward sie auf eigene Weise gerettet. Die Kardinäle halfen nämlich sich und ihr damit, daß sie den Teufel zu Hülfe riefen. Johanna mußte vorgeben, ihr Gemahl sei ihr durch Zauberei verhaßt gemacht worden, und sie sei besonders in der Nacht seiner Ermordung behext gewesen; auf diese theologische Rechtfertigung hin erklärten die theologischen Richter sie für unschuldig. Ludwig von Ungarn ließ sich die Entscheidung der Kardinäle gefallen, und suchte sich nur einige Vortheile zu wahren. Er schloß im Oktober 1351 mit dem Pabste eine politische Übereinkunft, welche sieben Monate später in einen förmlichen

Frieden verwandelt ward, und ihm gegen die Aufgebung des Königreichs Neapel die Stadt Salerno und das Castel St. Angelo als Privateigenthum verschaffte. Nachher ließ Clemens VI. Johanna und ihren Gemahl, Ludwig von Tarent, durch einen Legaten in Neapel krönen; doch mußte sich Ludwig dabei die Verfügung gefallen lassen, daß, wenn seine Gemahlin kinderlos stürbe, das Reich an die Erben seiner Schwägerin Maria übergehen solle. Der deutschen Söldner, welche nach dem Abzuge der Ungarn im Besitze vieler Städte und Burgen geblieben waren, sowie des Johanniter-Priors Fra Morialis entledigte man sich durch Geld. Es fehlte zwar in Neapel auch nachher an Unruhen und an Fehden mit den Großen und Prinzen nicht; doch behauptete Ludwig von Tarent die Herrschaft bis an seinen Tod (1362). Die wichtigste Begebenheit seiner Regierung war ein Angriff auf Sicilien, in welchem Lande nach dem frühen Tode des Königs Ludwig (1355) dessen Bruder, Friedrich III., die Herrschaft erhalten hatte. Die Neapolitaner benutzten einen Aufstand der Stadt Messina, um wo möglich die Insel wieder zu erobern, und hatten so viel Glück, daß Johanna sich in Messina krönen lassen konnte; bald nachher veriteltte aber eine einzige blutige Niederlage alle ihre Hoffnungen. In der Provence hatten Johanna und Ludwig von Tarent ihre Noth mit den Compagnieen oder Söldnerbanden, welche damals im südlichen Frankreich ebenso, wie in Italien, hausten, und unter deren Führern sich zwei, der sogenannte König der Compagnieen, Seguin von Bardesol, und Arnold von Cervole oder, wie er genannt ward, der Erzpriester von Bergins, besonders berühmt machten. Diese Banden übten jede Art von Raub und Erpressung, und waren allen Truppen, welche Ludwig von Tarent gegen sie aufbot, überlegen; selbst der Pabst mußte sich vor ihnen demüthigen. Er empfing, als der Erzpriester Avignon bedrohte, den Räuber wie einen Prinzen, ließ ihn mit sich und den Kardinälen speisen, ertheilte ihm völlige Absolution, und kaufte ihn mit vierzigtausend Thalern ab.

Der Pabst Clemens VI. hatte bei den Verwirrungen im neapolitanischen Reich seinen Zweck, sich als Oberlehensherrn desselben geltend zu machen, völlig erreicht. Er hatte auch in Deutschland endlich obgestiegen, da Ludwig's des Baiern Nachfolger, Karl IV., so

sehr seine Kreatur war, daß er als König von Arlate den Kauf von Avignon bestätigen mußte, und sich auch der um dieselbe Zeit erfolgten Abtretung der Dauphiné an die französische Krone nicht widersetzen durfte. Clemens selbst war ganz und gar der Sklave seiner Geliebten, der Vicomtesse von Turenne, und der Hof des Oberhauptes der Kirche zeigte eine Sittenlosigkeit, deren Beispiel auch in anderen Gegenden den Klerus ermunterte, den göttlichen und weltlichen Gesetzen Hohn zu sprechen. Petrarcha und die frommsten Anhänger der römischen Kirche, welche Augenzeugen der vom Papste gegebenen Ärgernisse waren, schildern uns die Hofhaltung und das Leben in Avignon, die Schwelgerei und Üppigkeit des Papstes und seiner Geliebten mit denselben Farben, mit denen die jüdischen Propheten die Gräuel Babylon's geschildert haben. Unter Clemens VI. wurden auch die Damen im päpstlichen Palast zugelassen, Johanna von Neapel und ihre leichtfertige Begleitung machten bei den Kardinälen einen ungemein großen Eindruck, alles lose Volk und alle galanten Weiber von Südfrankreich sammelten sich in Avignon, und der Aufwand, die Pracht, die Sinnlichkeit des päpstlichen Hofes wurden damals zum Sprichwort. Dagegen erlosch der Glanz der alten Hauptstadt der Welt immer mehr, und die Römer horchten deshalb mit verdoppelter Aufmerksamkeit auf die rednerischen Elegieen eines Petrarcha und Rienzi über den Untergang der zum Sitz der geistlichen Herrschaft erkorenen Stadt. Clemens VI. entzog den Römern sogar einen Theil der Vortheile, die ihnen eine geistliche Speculation des Papstes Bonifacius VIII. gebracht hatte. Bonifacius hatte nämlich 1300 zum ersten Male ein sogenanntes Jubeljahr verkündigt, oder mit anderen Worten einem jeden, der im Laufe dieses Jahres die Kirchen in Rom besuchen würde, völligen Ablass versprochen. Dadurch waren Tausende aus allen Ländern Europa's nach Rom gelockt worden, wo man sie unter allen möglichen Vorwänden dahin gebracht hatte, daß sie die Hoffnung künftiger Seligkeit mit irdischem Gold und Silber recht theuer bezahlten. Clemens ließ nun durch seine Theologen aus den Büchern Moses nachweisen, daß der Papst das Recht habe, dieses Jubeljahr, welches nach Bonifacius Verordnung in jedem Jahrhundert einmal Statt finden sollte, alle fünfzig Jahre halten zu lassen, und entbot dann die Christen auf das Jahr 1350

nach Rom. Er ließ Briefe in alle Welt ausgehen, schickte seine Legaten an alle Fürsten, und zog eine solche Menge Menschen nach Rom, daß die uns überlieferten Angaben über die Zahl der täglich dort eintreffenden Pilger ins Unglaubliche steigen. Wenn übrigens auch die Nachricht, daß damals eine Million achthunderttausend Menschen nach Rom gewallfahrtet seien, gewiß sehr übertrieben ist, so war doch jedenfalls die Zahl der Pilger erstaunlich groß. Jedes Haus der Stadt ward zur Herberge, Hunderte mußten unter freiem Himmel übernachten, täglich wurden einige Menschen im Gedränge erdrückt, und der Preis der Lebensmittel ging von Monat zu Monat mehr in die Höhe. Am zahlreichsten suchten die guten Deutschen und die rohen Ungarn die Vergebung ihrer Sünden in Rom, und die schlauen Italiäner können sich in ihren Chroniken einer fein versteckten Ironie nicht enthalten, wenn sie von der ihnen schon damals auffallenden und lächerlichen wahren und aufrichtigen Andacht beider Völker reden. Der Papst Clemens, dessen Stelle bei der Ablass-Ertheilung in Rom der Cardinal Hannibal von Ceccano vertrat, eignete sich auf Unkosten der Römer einen großen Theil der den frommen Seelen abgenommenen Schätze zu. Die Pilger besuchten nämlich entweder alle oder doch wenigstens die vornehmsten Kirchen der Stadt, und ließen in jeder ein Stück Geld als Opfer zurück; diese Spenden wurden auf Befehl des Papstes in drei Theile getheilt, von welchen nur einer den Kirchen blieb, der zweite aber nach Avignon geschickt und der dritte für den Krieg, welchen Clemens in der Romagna führen ließ, bestimmt ward. Dieses Verfahren konnte freilich dem päpstlichen Legaten keine große Achtung in Rom verschaffen, zumal da die auf Rienzi's Vertreibung erfolgte Wiederherstellung der alten Anarchie dem Papste überhaupt keinen Nutzen gebracht hatte. Der Legat mußte mehr als einmal den republikanischen Trotz der Römer empfinden, er ward sogar einst gesteinigt, und konnte sich nur mit Klagen über den Bettelstolz des römischen Volkes helfen, wobei er dann die naive Bemerkung aussprach, er möchte lieber der niedrigste Priester in Avignon, als ein vornehmer Prälat in Rom sein, und der heilige Vater werde bei einem solchen Betragen schwerlich Lust bekommen, nach Rom zurückzukehren. Am Ende ward Hannibal sogar vergiftet.

Nach dem Jubeljahr herrschte in Rom und im ganzen Kirchenstaat wieder völlige Anarchie. In der Stadt befehdeten sich die Colonna und Orsini auf den Straßen, außerhalb kämpften die kleinen Tyrannen mit einander und mit dem päpstlichen Heere. Sie riefen einen Malatesta, einen Fra Morialis und den fürchterlichen Werner mit ihren Banden herbei, und der Letztere ließ sich damals seinen berühmten kostbaren Wappenrock anfertigen, auf welchem die Worte standen: „Ich bin Herzog Werner, der Anführer der großen Compagnie, der Feind Gottes, des Mitleids und des Erbarmens.“ Im Jahre 1353 ward die Verwirrung noch durch eine in ganz Italien herrschende Theuerung vermehrt, und das allgemein verbreitete Gerücht, daß die beiden in Rom regierenden Senatoren, Stephanello Colonna und Berthold Orsini, die Noth zu Kornspeculationen benutzten, veranlaßte einen förmlichen Aufstand des römischen Volkes; sechs Monate lang ward Tag für Tag in den verrammelten Straßen der Stadt blutig gestritten. Das Volk diente aber auch diesmal den Großen als Werkzeug ihrer Herrschsucht, bis es endlich zur Einsicht kam und für sich selbst sorgte. Es richtete eine neue demokratische Regierung ein, und ernannte einen Slavonier, den Senatschreiber Baroncelli, zum Haupte derselben oder, wie sein Titel war, zum Tribun. Um diese Zeit schickte der Nachfolger des 1352 gestorbenen Papstes Clemens, Innocenz VI., welcher den festen Vorsatz hatte, Rom gegen die Anarchie und gegen die geniale Ritterschaft der Stadt sicher zu stellen, einen Legaten mit großen Geldsummen und mit einer sowohl in geistlichen als in weltlichen Dingen ganz ungewöhnlichen Vollmacht nach Italien. Dieser Legat war der Spanier Regidius Albornoz, welcher lange Zeit als weltlicher Rittersmann mit großem Ruhme gegen die Saracenen gefochten hatte, dann in den geistlichen Stand getreten, und auch noch als Erzbischof von Toledo und als Cardinal so rüstig und glücklich in den Waffen gewesen war, daß der König von Castilien sich über die Abberufung seines besten Streikers gegen die Ungläubigen heftig beschwerte. Albornoz sammelte ein Heer, verschaffte sich die Unterstützung des toscanischen Bundes, begann einen glücklichen Kampf mit den Tyrannen im Kirchenstaat, vertrieb Malatesta und seine Bande aus der Mark Ancona, und bewog auch die Römer, deren

Volksobrigkeiten den Colonna und Orsini nicht gewachsen waren, dem Papste aufs neue zu huldigen. Doch wurde das päpstliche Ansehen in Rom dadurch nur wenig vermehrt. Albornoz beschloß deshalb, sich gegen die römischen Großen des drolligen Redners Cola Rienzi zu bedienen, welchen Innocenz zu diesem Zwecke aus der Dunkelheit hervorgezogen und wieder nach Italien geschickt hatte. Rienzi erhielt den Titel eines Senators, warb eine deutsche Bande, und wurde, als er an der Spitze derselben in die Stadt einzog, von dem römischen Pöbel, deren ächter Repräsentant er in jeder Hinsicht war, mit Jubel empfangen. Rienzi's Biograph, sein Zeitgenosse und Landsmann, vergleicht seinen Einzug böshafter Weise sogar mit dem Einzuge Christi in die heilige Stadt der Juden; er bemerkt, hier wie dort hätte das Volk Kleider und Palmen gestreut und den Einziehenden als Gebenedeiten des Herrn begrüßt, hier wie dort hätte es ihn nachher seinem Schicksale überlassen.

Der Tribun hatte sich in Prag und in Avignon an Schwelgerei gewöhnt, er war dick und fett geworden, blühte nach dem Ausdruck seines Biographen wie eine Rose, und hatte mit dem Titel auch die Sitten der Senatoren angenommen. Seine Macht war daher bei der Rolle, die er jetzt zu spielen begann, nicht mehr auf die Gunst des Volkes, sondern gleich der aller anderen italienischen Tyrannen auf Miethlinge gegründet, und der zum Schreiben, nicht zum Fechten erzogene ehemalige Notarius hatte nicht einmal, wie die anderen wüsten und genialen Herren, Ansehen und Achtung bei seinen eigenen Trabanten. Auch konnten seine Söldner nur auf Kosten der Römer unterhalten werden, und der Mann des Volkes wurde auf diese Weise bald dahin gebracht, daß er, um sich zu behaupten, das Volk, das er hätte schützen sollen, bedrücken und fremden Miethlingen preisgeben mußte. Er hatte daher auch schon lange vor dem Ende des laufenden Jahres (1354) seine neue Rolle ausgespielt. Gleich anfangs versuchte er sich vergebens gegen Stephanello Colonna, der in dem festen Palaststrina lag und dem verächtlichen neuen Senator Hohn sprach; er konnte nämlich im Kampfe mit einem persönlich sehr tapferen Feind seine Söldner nur durch pralerische Declamationen, nicht durch sein Beispiel ermuntern, und mußte deshalb die Belagerung jener

Stadt nach acht Tagen mit Schimpf und Schande aufgeben. Als er nach Rom zurückgekehrt war, ergriff er, um seiner Geldverlegenheit abzuhelpen, ein Mittel, das ihm den Haß und die Rachgier der furchtbarsten Menschen zuzog. Der schreckliche Johanniter-Prior Fra Morialis kam damals nach Rom, wo sich zwei Brüder desselben befanden, beschuldigte den Tribun, daß er ihn und diese um vieles Geld gebracht habe, und drohte sich selbst Recht zu verschaffen. Rienzi eilte, ihm durch einen abscheulichen Streich zuvorzukommen. Er ließ den Prior unter der Anklage, daß er ihm nach dem Leben getrachtet habe, verhaften, im Kerker schrecklich foltern und dann hinrichten. Auf diese Weise erlitt Fra Morialis freilich die Strafe, die er durch unerhörte Grausamkeiten und Verbrechen verdient hatte, aber er erlitt sie für ein Vergehen, an welches er höchstwahrscheinlich nicht einmal gedacht hat. Rienzi bemächtigte sich seiner Schätze, und verwendete sie auf die Errichtung eines stehenden Söldnerheeres. Gleich darauf unternahm er einen zweiten Zug gegen Palestrina, welcher ebenso endigte, wie der erste. Nachher führte er im Druck seiner eigenen Lage ein recht klägliches Leben: er durfte, wie sein Biograph sich ausdrückt, an nichts Anderes denken, als wie er seine Soldaten ernähren sollte, mußte zu diesem Zwecke die ersten Lebensbedürfnisse des großen Haufens besteuern, und sah sich, da es natürlich nicht an Verschwörungen fehlte, zu Einkerkernngen, zu Hinrichtungen und zu allen anderen Mitteln eines ohne Rücksicht auf das Volk herrschenden Despoten genöthigt. Endlich ward er ein Opfer seiner Ohnmacht und Unfähigkeit. Er wollte einige seiner Hauptleute, die ihm verdächtig geworden waren, aus Rom entfernen, diese reizten das Volk auf, und der Tribun sah sich eines Morgens, als er noch im Bette lag, ganz unerwartet von einer tobenden Menge belagert. Unter dem damals in den Staaten Italiens bei jeder neuen Revolution gewöhnlichen Geschrei: Es lebe die Freiheit! Es sterbe der Verräther! umzingelte das Volk seinen Palaß. Vergebens bot Rienzi seine Beredsamkeit und seinen Volkswitz auf, um die tobende Menge zu beruhigen; seine Rechtfertigung wurde kaum angehört. Zwar konnte das Volk in den besetzten Palaß nicht eindringen, es zündete aber rings herum Feuer an, um ihn in demselben zu verbrennen. Rienzi suchte sich unter

einer Verkleidung zu retten, ward erkannt und mit vielen Stichen getödtet (8. September 1354). Was der närrische Tribun zum Besten des Papstes nicht zu Stande zu bringen vermocht hatte, das suchten Petrarca und der Papst unmittelbar nachher durch den deutschen Kaiser Karl IV. auszurichten, der des Einen Freund und des Anderen Kreatur war. Karl's Unternehmungen in Italien stehen aber mit der deutschen Geschichte in Verbindung, und können daher erst weiter unten berichtet werden; hier müssen wir dagegen noch erwähnen, auf welche Weise in jener Zeit die Visconti ihre monarchische Gewalt in Mailand befestigten.

Dort hatte bereits Azzo durch Geld und Miethlinge, durch Schlaueit und Arglist oder, wie seine Landsleute die Sache ansahen und bezeichneten, durch glückliche Politik und weitblickende Staatsweisheit die Herrschaft seiner Familie neu und fester, als je zuvor, gegründet (s. oben S. 162). Er breitete sich zugleich in der Lombardei und selbst jenseit der Apenninen nach Toscana hin aus. Dabei blieb er von der bei den italienischen wie bei den altgriechischen Tyrannen gewöhnlichen Raubsucht und Grausamkeit frei, obgleich er allerdings am Morde seines Oheims Marcus Antheil gehabt hatte. Bei seinem Tode (1339) folgten ihm seine beiden Oheime Eucchino und Johann, von welchen der Letztere 1342 zu seinem Bisthum Novara auch noch das Erzbisthum Mailand erhielt; doch theilte Johann die weltliche Regierung nur dem Namen nach mit seinem Bruder. Wenige Tyrannen waren grausamer, treulofer, in rohen Genüssen ausschweifender und im Ausüben von Verbrechen genialer, als Eucchino, und doch hat auch er, wie die Tyrannen des alten Griechenlands und wie in unseren Tagen Mehemet Ali von Egypten, sehr geistreiche, durch gelehrte Kenntnisse, Poesie und Beredsamkeit berühmte Lobredner gefunden; denn auch er beschäftigte sich, wie Phalaris und die beiden Dionysius (s. Th. I. S. 252 f. u. Th. III. S. 315 ff.), mit Philosophie, Poesie und Kunst, und beschenkte die Freunde der damals in Italien neu aufblühenden Wissenschaften des Alterthums. Wenn man aber die Thatfachen aus dem Leben dieses Tyrannen mit der Darstellung jener sophistischen Lobredner vergleicht, die ihn als großmüthigen Kenner und Beförderer der Wissenschaft und als einen gar thätigen und vorsichtigen Regenten preisen, so schaudert

man mit Rousseau vor den Gelehrten und ihrer Weisheit. Lucchino besaß alle Talente eines schlaunen Staatsmannes und eines genialen, philosophisch gebildeten großen Herrn, den weder Rücksichten der Moral noch die Bedenklichkeiten des in niederen Verhältnissen lebenden Privatmannes zurückhalten, und mit seiner grausamen Strenge und orientalischen Gerechtigkeitspflege schaffte er, was damals in ganz Europa selten war, Sicherheit der Straßen und des Verkehrs, bändigte den Übermuth und Frevel der Großen, und schützte den materiellen Wohlstand seiner Unterthanen; man braucht aber nur sein Verfahren gegen Franz von Posterla und gegen seine eigenen Neffen zu beachten, oder auch nur zu erfahren, daß er, wie Phalaris und Dionysius der Ältere, sich ängstlich in seinem Kabinette bewachen und durch zwei ihn stets begleitende Bluthunde jeden, der ihm mißfiel, zerreißen ließ, um die Genialität dieses gerühmten Regenten und die Natur seiner Regierung richtig beurtheilen zu können. Franz von Posterla, welcher freilich zu Azzo's Zeit manchen Mord begangen und manchen Frevel geübt hatte, besaß zu seinem Unglück eine durch ihre Schönheit berühmte Gemahlin. Diese reizte Lucchino's Begierde, vor welcher kein Weib sicher war, sie widerstand aber der Verführung des Tyrannen, und nun übte Lucchino rohe Gewalt gegen sie. Ihr Gemahl stiftete, um sich zu rächen, eine Verschwörung, ward verrathen, und entfloh nach Avignon. Dorthin wurden ihm nicht nur Spione und Banditen nachgeschickt, sondern Lucchino ließ auch, um ihn wieder nach Italien zu locken, im Namen des in Verona herrschenden Scala falsche Briefe schreiben, und überredete die Regierung von Pisa, sein Werkzeug zu werden und dem Unglücklichen die Aufnahme in ihrer Stadt zuzusichern. Kaum war der Betrogene in die Schlinge gegangen, so erlangte Lucchino von den schmutzigen Handelsleuten durch einen vortheilhaften Tractat die Auslieferung seines Feindes. Diesen ließ er dann mit allen seinen unschuldigen Verwandten öffentlich hinrichten. Noch grausenhafter war des Tyrannen Verfahren gegen die Söhne seines Bruders Stephan, auf denen wenigstens nicht, wie auf Franz von Posterla, der Vorwurf von Verschwörung und von Frevelthaten ruhte. Sie erweckten bei ihrem Oheim Besorgniß wegen der Nachfolge seiner eigenen Kinder, und er verfolgte sie deshalb mit

unerhörter Gransamkeit. Dabei bot ihm der Pabst Clemens VI. die Hand, weil ihr Vater ein besonderer Freund Ludwig's des Baiern gewesen war. Einen von ihnen, Matthäus, der mit Philipp Gonzaga's Tochter vermählt war, schonte Lucchino aus Rücksicht auf diesen Tyrannen; die anderen Beiden aber, Barnabas und Galeazzo II., verfolgte er überall hin, so daß sie unter fremden Namen außer Italien umherirren und theils aus Armuth, theils aus Furcht, ausgekundschaftet zu werden, von einander getrennt im Elend leben mußten. Der Pabst ließ sich aus Feindschaft gegen den Kaiser Ludwig dazu gebrauchen, sie nicht nur in den Bann zu thun, sondern auch jede Ehe, die sie schließen würden, für ungültig zu erklären, und ihnen im Voraus das Begräbniß zu versagen.

Lucchino starb 1349, wahrscheinlich vergiftet von seiner üppigen und leichtsinnigen Gemahlin, die ihn durch ihr ärgerliches Betragen auf einer Wallfahrt nach Venedig tief gekränkt hatte und dann seiner Rache zuvorkam. An seine Stelle trat der Erzbischof Johann Visconti, der bisher nur die geistliche Regierung geführt hatte. Dieser verdrängte die Söhne Lucchino's, von denen übrigens nur ein zweijähriges Kind ehelich war, nahm dagegen die so grausam verfolgten Söhne Stephan's in besonderen Schutz, und behandelte sie als künftige Erben der Visconti'schen Herrschaft. Barnabas ward mit einer Tochter Mastin's della Scala, Galeazzo mit der durch ihre Schönheit berühmten Blanca, einer Tochter des Grafen von Savoyen, vermählt. Lucchino hatte übrigens die Herrschaft des Hauses Visconti sehr erweitert, und sein Nachfolger gebot mit königlicher Macht über das schönste und reichste Land in Europa. Er herrschte von Vercelli, Alba und Alessandria an bis nach Parma und Brescia hin, gelangte ein Jahr nach seines Bruders Tod auch zum Besitz von Bologna, und vereinigte also unter seinem Scepter die Gegenden und Städte, von welchen damals Kunst, Wissenschaft, Civilisation und Handel aller europäischen Reiche ausging. In Bologna hatte sich nach der Vertreibung des Cardinals Bertrand von Poggetto (s. S. 187) die Familie Pepoli der Herrschaft bemächtigt; im Jahre 1350 gerieth diese aber durch unglückliche Kämpfe in solche Geldnoth, daß sie die Stadt insgeheim an Johann Visconti verkaufte. Die Bürger von Bologna, welche den ganzen Hergang erfuhren, wollten zwar

durchaus nicht verkauft sein, sie tobten und schrieten; die Nepoli hatten aber Einfluß genug, die Erwählung Johann's zum Herrn der Stadt durchzusetzen, und dieser, der einem entfernten Verwandten seines Hauses, Johann von Neggio, die stellvertretende Verwaltung in Bologna übertrug, schickte eine gehörige Zahl Truppen dahin, um die neue Erwerbung zu behaupten. Auch der Zorn des Papstes gegen einen Erzbischof, der auf solche Weise das Eigenthum der Kirche an sich reiße, ward leicht beschwichtigt. Johann war unermesslich reich, der Papst bedurfte, da er gerade damals den Cardinal Albornoz nach Italien schickte, große Summen, und seine Umgebung war, wie Johann wohl wußte, für Geld feil. Durch Bestechung derselben und durch eine dem Papste bezahlte Summe von zweimalhunderttausend Goldgulden erhielt Johann ein Diplom, in welchem ihm der Besiß von Bologna zuerkannt ward.

Seit dieser Übereinkunft mit dem Papste war von den Söldnerschaaren, welche die Visconti in ihren Diensten hatten, in der Romagna kein Gebrauch mehr zu machen; Johann schickte sie also nach Toscana, um dort Eroberungen zu versuchen. Toscana war das einzige Land Italiens, wo die Guelfen völlig die Oberhand hatten. Dies verdankten sie den Florentinern, deren Stadt, was auch immer Dante dagegen vorbringen mag, doch seit dem Anfange des Jahrhunderts durch den Guelfismus Größe und Macht erlangt hatte. Das Vordringen der Visconti'schen Miethlinge setzte die Florentiner in Schrecken, und bewog sie, bei dem deutschen Kaiser Hülfe zu suchen. Sie boten ihm viel Geld an, damit er seinen Römerzug mache, und Petrarca unterstützte ihr Ansuchen durch dringende rhetorisch-poetische Briefe. Dieser Schritt der Florentiner, welche sonst die heftigsten Feinde des Kaisertums waren, würde unerklärlich sein, wenn man nicht bedächte, daß der damalige deutsche Kaiser, Karl IV., ein Freund ihres Landsmannes Petrarca und die demüthige Kreatur des Papstes war, und daß derselbe nicht wie Dante's Ideal, Can della Scala, um der Weisheit und Tugend willen Geld und Gut verschmähte (s. Th. VII. S. 387), sondern vielmehr für Geld und Gut die kaiserliche Ehre und die Rechte des Reiches hingab. Die Verbindung der Florentiner mit dem deutschen Kaiser und der geringe

Erfolg, den der kostspielige Krieg hatte, bewogen Johann von Dleggio schon im Anfange des Jahres 1353, mit den toscanischen Republiken Frieden zu schließen. Unmittelbar nachher zeigte sich für ihn und für das Haus Visconti eine bessere Gelegenheit, die Söldnerbanden zu gebrauchen, da die Umstände die Aussicht gewährten, auch Genua mit dem Reiche der Visconti vereinigen zu können.

Genua war, seitdem die Florentiner Pisa verdunkelt hatten, die einzige See- und Handelsmacht, welche mit Venedig wetteifern konnte. Es hatte bedeutende Rhebereien, und vermiethte an Frankreich, zuweilen selbst an England, sowie an Neapel und andere Staaten ausgerüstete Kriegsgaleeren; es übte und vermiethte Tausende von trefflichen Bogenschützen; es hatte endlich blühende Colonieen und Factoreien am schwarzen und mittelländischen Meer, und beherrschte Korsika nebst einem großen Theil von Sardinien; es war aber seit einigen Jahren in einen vernichtenden Seekrieg verwickelt. Die Nebenbuhler der Genuesen, die Venetianer, hatten sich nämlich zuerst mit den Griechen und den im ganzen mittelländischen Meere furchtbaren Cataloniern (s. S. 111) vereinigt, und bedrohten den Handel und die Colonieen von Genua. Diese Republik bot alle ihre Kräfte gegen sie auf, und man erstaunt über die Menge von Menschen, Schiffen und Geld, welche Genua damals jährlich aufbrachte, um die See zu behaupten. Die Genuesen ersochten einen glänzenden Sieg im griechischen Meere, und wagten darauf, die Venetianer in ihren Lagunen aufzusuchen. Jetzt vereinigten sich diese aber mit dem König Peter IV. von Aragonien, der den Genuesen Sardinien zu entreißen hoffte, und ihre Flotte erschien unter Nicolo Pisani an der sardinischen Küste, um in Verbindung mit der aragonischen die Genuesen anzugreifen. Diese hatten sechzig große Kriegsgaleeren ausgerüstet und die ganze Jugend ihrer Stadt nebst der Blüthe ihres Adels aufgeboten, um dieselben zu bemannen und die Zahl der Bogenschützen zu vermehren; ihre Feinde waren ihnen aber an Zahl der Schiffe um das Doppelte überlegen, und ihr Admiral that, als es im August 1353 zur Schlacht kam, seine Schuldigkeit nicht, weil es ihm entweder an Muth oder an Geschicklichkeit fehlte. Er ergriff gleich anfangs mit neunzehn Schiffen die Flucht, und die

Genuesen erlitten eine furchtbare Niederlage: dreißig ihrer Schiffe wurden mit einigen tausend angesehenen Genuesen vom Feinde genommen, die übrigen in den Grund gehohrt. Der Schlag war um so härter, da zu gleicher Zeit auch die inneren Unruhen in Genua wieder ausbrachen. Unmittelbar darauf unterwarf sich die Stadt dem Beherrscher von Mailand, Johann Visconti. Über den eigentlichen Hergang dieser Sache weichen die uns überlieferten Nachrichten von einander ab; nur darin stimmen dieselben überein, daß die Ghibellinen in Genua zuerst den Gedanken faßten, die Visconti aus Mailand herbeizurufen, und daß die Herren in der Stadt, welche die Sache zu Stande brachten, Geld von Johann Visconti erhielten. Übrigens ward Genua nicht unbedingt, sondern nur unter einem gewissen Vorbehalt dem Erzbischof und Beherrscher von Mailand übergeben. Die mailändische Besatzung, welche Genua damals erhielt, rettete den Staat; denn dieser wurde dadurch nicht bloß von der doppelten Gefahr innerer Unruhen und auswärtiger Angriffe befreit, sondern Johann Visconti ließ auch der Stadt große Geldsummen, und versorgte sie, da die gewöhnliche Zufuhr zur See abgeschnitten war, von der Landseite her. Die Erweiterung der mailändischen Herrschaft und die Verbindung der genuesischen Seemacht mit dem starken Heere von Miethstruppen, welches Johann Visconti unterhielt, bewog die Venetianer, Alles aufzubieten, um einen Bund aller Fürsten Oberitaliens gegen Mailand zu Stande zu bringen. Wirklich gelang es ihnen auch im Juni 1354, diesen Bund zu schließen. Die Feindseligkeiten begannen darauf sogleich; im Oktober 1354 starb aber Johann Visconti, und dies änderte plötzlich die ganze Lage der Dinge.

8. Geistescultur und Literatur der letzten Zeiten des Mittelalters, Anfang der neueren Bildung.

1. Letzte Bildungsversuche des Mittelalters auf altem Wege.

A. Geschichtschreibung diesseit der Alpen.

Wir haben ausdrücklich von dem, was in Italien für die Geistesbildung des Mittelalters geschah, keine Erwähnung gethan, weil wir in dieser Abtheilung unserer Übersicht der Bildungsge-

sichte zu zeigen gedachten, daß man in Italien früher als in anderen Ländern den Weg einschlug, der zur neuen Civilisation führte. Es wurden dort die Überbleibsel der altrömischen Cultur, sowie die aus dem Christenthum, aus dem Orient, aus dem Cultus der Kirche und aus der Poesie der germanischen, keltischen, scandinavischen, arabischen Stämme zu einem neuen Ganzen gebildet, welches im fünfzehnten Jahrhundert vollendet dastand; wir müssen daher hier die Anfänge bezeichnen. Ehe wir indessen zu den Wirkungen der Kreuzzüge, des Zusammenhangs mit Constantinopel und mit dem ganzen Orient, des Studiums der Alten in Italien übergehen, müssen wir noch andeuten, was in dem Jahrhundert, dessen Geschichte in diesem Band erzählt wird, unabhängig von italienischer Hülfe geleistet ward.

Die Ritterpoesie hatte, wie wir im vorigen Bande erzählt haben, im dreizehnten Jahrhundert in Deutschland ihre höchste Höhe erreicht gehabt, sie war dort in den Meistergesang übergegangen, von dem wir, weil wir nur von fortschreitender Cultur reden wollen, nicht handeln können. Die Poesie stand also stille, weil, was nicht fortschreitet, zurückgeht; Geschichte und Philosophie des Mittelalters dagegen machten noch einige Fortschritte, obgleich die Philosophie ihren scholastischen Charakter überall behauptete. Die Geschichte behielt dagegen in Deutschland allein auch im vierzehnten Jahrhundert das lateinische Gewand, in allen anderen Ländern, etwa England ausgenommen, ward sie in der Muttersprache behandelt und dadurch national. Man versuchte zwar auch in Deutschland etwas Ähnliches; aber diese Versuche haben nur für den Forscher Interesse, das Volk lassen sie kalt.

Wir wagen nicht, unseren Lesern von den zahlreichen Chroniken und Compilationen in lateinischer Sprache zu reden, aus denen die deutsche Geschichte von der Mitte des dreizehnten Jahrhunderts an geschöpft werden muß; sonst würde sich leicht im Einzelnen und am Einzelnen nachweisen lassen, daß alle die Mönche und Juristen, welche unsere trübseligen Reichsgeschichten aufzeichneten, vom eigentlichen Zweck und Wesen der Geschichte als bildender Wissenschaft auch nicht einmal eine Ahnung hatten. Dies wird man am besten lernen können, wenn man das, was über die Kaiser, welche, wie Heinrich VII., Ludwig der Baier und Karl IV., in Italien

erschienen, von Italiänern berichtet wird, mit dem vergleicht, was die Deutschen berichten.

Seit Otto von Freisingen, der ein eben so gründlicher Philosoph als tüchtiger Geschichtschreiber war (s. Th. VII. S. 343 f.), geht die zusammenhängende Geschichte, die durch einen Begriff vereinigt wird, ganz aus. An Nachrichten, Notizen, Documenten fehlt es nicht, wohl aber an gesundem und kritischem Urtheil. Dies gilt nicht blos von den in lateinischer Sprache geschriebenen Chroniken, sondern auch von den beiden einzigen Büchern, die wir noch allenfalls nennen dürfen, wenn von deutscher Geschichte, die in deutscher Sprache geschrieben ist, die Rede ist. Diese beiden Bücher wurden am Ende des vierzehnten Jahrhunderts verfaßt, und werden oft genannt, aber wenig oder gar nicht gelesen. Das Eine ist unstreitig den Forschern der Geschichte deutscher Städte, ihrer Verfassungen und Streitigkeiten, sowie den Freunden der Nachrichten und Notizen über Particular- und Provinzialgeschichte wichtig genug; wer aber den Menschen in der Geschichte sucht und nicht den Spiesbürger, legt das Buch unzufrieden aus der Hand. Die beiden Bücher, die wir meinen, sind des Jakob Twinger von Königshofen Straßburger und Elsassers Chronik und des Ritters Eberhard von Windeck im Anfange des fünfzehnten Jahrhunderts geschriebene Geschichte des Kaisers Siegmund. Beide Bücher haben, wie eine Limburger und eine Berner Chronik aus derselben Zeit, für den Forscher deutscher Sprache und Geschichte große Wichtigkeit, auf Volksbildung konnten sie nicht einwirken, philosophisch oder poetisch konnten sie niemand anregen. Von ihren Verfassern hat der Eine nur das bürgerliche, der Andere nur das ritterliche Interesse seiner Zeit und der gnädigen Herren, bei denen er sich herumtreibt, im Auge.

In Spanien suchte man schon seit dem dreizehnten Jahrhundert der Geschichte ihren alterthümlichen Charakter und ihre Würde wiederzugeben und sie den Mönchen zu entreißen. König Alphons X., den seine Zeit den Weisen nannte, den wir aber lieber den Gelehrten nennen, welcher als Titularkaiser auch unter uns Deutschen bekannt ist, wollte nämlich Schöpfer der neueren Geschichte werden, wie er unstreitig Schöpfer der neueren Astronomie geworden ist, und unter allen neueren Regenten zuerst daran gedacht hat, seinem

Reiche ein eigenes Gesetzbuch zu geben. Er wollte eine allgemeine Geschichte und eine Geschichte von Castilien auf dieselbe Weise unter seiner Aufsicht verfertigen lassen und an der Arbeit der von ihm vereinigten und besoldeten Gelehrten Theil nehmen, wie dies bei den berühmten Himmelstafeln geschah, die er verfertigen ließ. Er hatte nämlich, wie an einem anderen Orte (Th. V. S. 209) berichtet ward, mit einem im Occident unerhörten Aufwande besonders maurische und jüdische Gelehrte versammelt, besoldet, belohnt und mit allen Hülfsmitteln versehen, um die astronomischen Tafeln zu verfertigen, die seinen Namen tragen, und ohne welche Tycho de Brahe, Copernicus, Kepler und Gallilei die neuere Astronomie nie würden haben begründen können. Auch für die Chronik Spaniens und für die allgemeine Geschichte, welche Bücher ebenfalls seinen Namen an der Stirn tragen, ließ er mit sehr großem Aufwande alle älteren Annalen und alle Documente sammeln, und stellte eine Anzahl königlich besoldeter Männer an, die unter seinen Augen diese Materialien ordnen, sichten, vergleichen und das Wichtige und Zuverlässige aus ihnen auswählen sollten. Zu der Chronik, welche seinen Namen trägt, schrieb er selbst eine Vorrede, obgleich ausgemacht ist, daß nicht er, sondern seine besoldeten Historiographen die beiden Werke verfaßt haben. Das Resultat entsprach, wie das bei allen Arbeiten, bei denen nach einem belebenden Geiste gefragt wird, der Fall ist, dem ungeheueren Aufwande und dem Lärm, den die Lobredner des Königs davon machten, keineswegs: nicht, weil nur ein Theil der großen Geschichte, auf die es abgesehen war, verfertigt ward, denn dies dürfen wir nach den Proben, welche davon übrig sind, keineswegs bedauern, sondern weil die Gelehrten, deren sich Alphons bediente, in ihrer Gattung nicht so bedeutend waren, als die Astronomen, die an seinen Tafeln arbeiteten, in der ihrigen. Nichtsdestoweniger hat Alphons der spanischen Geschichtschreibung durch seine Bemühungen eine Richtung zur altklassischen gegeben, welche in Spanien wie in Italien herrliche Früchte getragen hat. Des Königs spanische Annalen hat nachher der große Annalist von Aragonien, Zurita, den wir den besten Geschichtschreibern der Neueren beizählen, herausgegeben, und Florian d'Dcampo hat sie als ein Hauptwerk der Geschichte seines Vaterlandes noch

einmal drucken lassen. Die allgemeine Geschichte, die den Namen des Königs trägt, und seine Geschichte der nach Palästina gerichteten Züge der abendländischen Christen können in Beziehung auf den Zweck unseres Werkes ganz übergangen werden. Die Frucht der Bemühungen des Königs um Mathematik und Astronomie waren die großen Schiffahrten und Entdeckungen der Spanier und Portugiesen im fünfzehnten Jahrhundert; die Frucht seiner Bemühungen um die Geschichte waren klassische, in der Nationalsprache geschriebene historische Werke im vierzehnten und fünfzehnten Jahrhundert.

Da wir nicht einmal gewagt haben, der deutschen Geschichtschreibung auch durch das spätere Mittelalter Schritt vor Schritt zu folgen, so dürfen wir dies noch viel weniger bei der spanischen versuchen; wir wollen daher bloß eines mißlungenen Versuchs, die Geschichte in der Manier der alten Römer und Griechen zu schreiben, erwähnen und dann andeuten, wie bald das, was einmal mißlungen war, glücklich ausgeführt ward. Wir wählen zu diesem Zweck zwei Männer, von denen der Eine im Anfange, der Andere am Ende des fünfzehnten Jahrhunderts schrieb, und fügen nachher einen Wink über einen Geschichtschreiber des sechzehnten Jahrhunderts hinzu. Es scheint uns nämlich, als wenn der Großkanzler Castiliens, Peter Lopez de Ayala, gefühlt habe, daß es, um der Geschichte eine praktische Bedeutung und eine Wirkung auf feurige spanische Gemüther zu geben, nöthig sei, seine Landsleute mit der Art und Manier der Alten bekannt zu machen, und daß er deshalb den Livius ins Spanische übersezte. Die Beurtheilung dieser Arbeit gehört nicht hierher; aber seine eigenen historischen Arbeiten, welche als Quellen der Geschichte betrachtet unschätzbar sind, beweisen, daß es ihm wenigstens selbst nicht gelungen war, spanische Geschichten in der Nationalsprache in Livius Manier zu schreiben. Wir haben von ihm die Geschichte Peter's des Grausamen, Heinrich's II., Johann's I. und Heinrich's III.; man merkt ihm aber an, daß er sich vergebens abquält, den philosophischen oder auch nur den eleganten Geschichtschreiber in seiner Muttersprache zu machen. Was er nicht erreichen konnte, leistete Ferdinand del Pulgar, der am Ende des fünfzehnten Jahrhunderts schrieb, und den wir weit über Guicciardini setzen würden. Er

ward freilich zur Nationalgeschichte in der Nationalsprache auch durch die großen und glänzenden Thaten seiner Landsleute begeistert, denn er behandelte die Zeit Ferdinand's und der Isabella; aber er zeigte sich der Aufgabe ganz würdig. Seine Geschichte wird allgemein als klassisch anerkannt, und ist immer noch in den Händen der Nation, was wir unter uns von keinem Werke über Nationalgeschichte sagen können. Er ist nicht blos des Styls ganz mächtig, und zeigt nicht blos bei der Darstellung der Ereignisse und beim Lobe der Thaten große Beredsamkeit, sondern seine ganz unbestechliche Treue und Wahrhaftigkeit wird auch von Landsleuten allgemein anerkannt. Er wird noch immer durch neue Auflagen im Andenken der Nation erhalten, deren Livius er oft genannt worden ist. In seine Spuren trat etwas später Diego Hurtado de Mendoza, den man, weil er sich eines gedrängten Styls und eines sententiösen Vortrags befleißigt, oft den Sallust der Spanier nennt (s. Th. IV. S. 163). Dieser schrieb den Krieg, welchen König Philipp II. in Granada führte, ein Buch, das noch immer in Aller Händen ist und als Muster spanischen Styls in unseren Tagen auch in Deutschland gedruckt ward. Hurtado de Mendoza gehört aber nicht hierher, weil er ein ganzes Jahrhundert später lebte.

England und Frankreich erhielten, da in beiden Ländern einerlei Sprache am Hofe, in den Gerichten, im Verkehr der ritterlichen Geschlechter gebraucht ward, im Laufe des vierzehnten Jahrhunderts an Froissart einen Geschichtschreiber ganz eigener Art, welcher der Gattung der erzählenden Dichter der Ritterzeit viel näher steht, als der Geschichtschreibung der Alten. Die französische Geschichtschreibung in der Muttersprache ward daher, weil Froissart in Aller Händen und Mund war, nicht nach klassischen Mustern umgebildet, sondern man muß die Geschichte der folgenden Zeit bei Schriftstellern suchen, die auf dem Wege fortwandelten, welchen Villehardouin und Joinville betreten hatten (s. Th. VII. S. 346 f.). Froissart's Chronik (*Histoire et Chronique de Messire Jean Froissart*) enthält alles, was der Verfasser über die Geschichte von England, Frankreich, Belgien und Castilien erfahren hatte. Die Chronik beginnt vom Jahre 1326 und endigt mit dem Jahre 1400, in welchem Froissart starb. Die Eigenthüm-

lichkeit der Erzählungsweise, die Naivität des Verfassers, die Art, wie sich in dem Buche überall der Geist der späteren Ritterzeit und die Natur der Verfertiger der Ritterromane ausspricht, welche die Hauptlectüre der Zeit bildeten, macht das Werk Froissart's, das sich außerdem durch Originalität der Sprache auszeichnet, zum Hauptwerk der historischen Literatur des vierzehnten Jahrhunderts diesseit der Alpen. Die Sprache desselben ist nicht ganz so veraltet, als die durchaus unverständlich gewordene Sprache Joinville's, welche ohne die beigelegte neuere Übersetzung nicht verständlich ist, und dabei doch weniger verständlich, als die Sprache der Schriftsteller des sechzehnten Jahrhunderts. In Rücksicht der Geschichtserzählung hält sich Froissart in der Mitte zwischen dem kritischen Historiker und dem unterhaltenden Erzähler im Kreise galanter Ritter und ihrer Damen. Er ist ganz Kind seiner Zeit, und gibt uns eher Gelegenheit, an ihm und aus ihm ein Bild der Zeit zu entwerfen, als daß er selbst eines für uns entwürfe, oder mit anderen Worten, als daß wir ihm wörtlich folgen und die Dinge in unserer Zeit so nehmen könnten, wie er sie in der seinigen genommen hat. Weil Froissart auf dichterische Weise sich und seine Geschichte mit den von ihm erzählten Begebenheiten und Abenteuern aufs innigste verslochten, und bei jeder Gelegenheit statt allgemeiner historischen Betrachtungen oder Urtheile des kalten Verstandes seine individuellen Empfindungen ausgesprochen hat, so muß man seine Privatgeschichte kennen, wenn man seine Manier richtig beurtheilen will. Er war zwar eigentlich Kanonikus und Schatzmeister der Kirche von Chimay, dabei aber ein lustiger Geselle, der gern trank und gut erzählte, er brachte daher die meiste Zeit in lustigen Gesellschaften zu. In diesen Gesellschaften erzählte man die Geschichten der Zeit, sang Ritterlieder, las Romane von der Ritterwelt, und kümmerte sich um Bibel und Kirche wenig. Schon in seinem zwanzigsten Jahr zeichnete er sich durch sein Talent als Erzähler so aus, daß ihm der Graf von Namur auftrug, die Zeitgeschichte seit dem Treffen bei Poitiers oder Mauper-tuis (1356) zu sammeln und in seiner Weise romantisch zu erzählen. Das that er dann, und überreichte das Buch der Königin von England als unterhaltendes Lesebuch. Wäre diese auch nicht Französin gewesen, so war doch damals in England, wie in Belgien, das

Französische Hof-, Gerichts- und Geschäftssprache, die Königin fand also an dem Buche Behagen. Froissart war außerdem großer Kenner der unzähligen Ritterromane, in deren Styl und Manier er auch die Geschichte seiner Zeit schrieb, und zeichnete sich zugleich durch ritterliche Poesieen aus, es nahm ihn daher 1361 die Königin von England zum Privatsecretär an. Er ward seitdem in alle Geheimnisse der Geschichte, die er schreiben wollte, eingeweiht, und machte sich ein Geschäft daraus, Erkundigungen einzuziehen und über die Ereignisse, die er beschreiben wollte, jedermann zu befragen. Neben der Beschäftigung mit der Zeitgeschichte machte er auch den Hofdichter, und reiste selbst an die Orte und zu den Personen, welche in seiner Geschichte vorkamen, um die Localitäten richtig bezeichnen und die handelnden Personen selbst befragen zu können. Als lustiger Pfaffe, vortrefflicher Erzähler, lockerer und galanter Sänger und guter Trinker ward er an Höfen und bei Rittern gern gesehen. In den Jahren 1367 und 1368 bereiste er seiner Geschichte wegen sogar die italienischen Höfe, und besuchte besonders Savoyen und Mailand. Nach dem Tode der Königin von England kehrte er anfangs nach Chimay zurück, und wollte sich der Pfarrei annehmen; das behagte ihm aber doch am Ende nicht recht, und er begab sich zu Wenzel von Luxemburg. Wenzel war Minstrel wie Froissart, und dieser setzte aus Wenzel's Gedichten den Roman Meliador oder die Sonnenritter zusammen. Sein abenteuernder Sinn führte ihn nachher auch ins südliche Frankreich, wo er zuerst in Blois und Berry verweilte, dann aber nach Foix und in andere Gegenden ging. Dort fand er, wie er uns berichtet, einen Ritter, der ihm für seine Geschichte die wichtigsten Dienste leistete. Der Ritter hatte alle Kriege in jenen Gegenden mitgemacht, er zeigte ihm dort alle historisch wichtigen Localitäten, führte ihn in alle Städte und Schlösser, wo entweder etwas Merkwürdiges vorgefallen war, oder wo einer der Helden seiner Geschichte seinen Sitz hatte. Der Charakter der Geschichten, die er erzählt, hat also die Form und das Unterhaltende der Ritterromane, in denen das Hauen und Stechen und das Ungewöhnliche der Begebenheiten den Zuhörern, deren Rolle Froissart in seinen Erzählungen mehrentheils selbst übernimmt, oft laute Ausrufungen entlockt. Dies geschieht be-

sonders in den ersten Kapiteln des dritten Buches, wo er uns die Erzählungen des erwähnten Ritters wörtlich wiedergibt, wie er sie erhalten hatte. Er sagt uns nämlich, daß er jedes Mal, wenn er mit seinem Ritter ins Nachtquartier gekommen sei, alles aufgeschrieben habe, was ihm von diesem erzählt worden. Er untermischt fortdauernd seine Erzählung mit allen den Ausrufungen und Zeichen der Verwunderung, die er dabei ausgestoßen. Während er sich in Ortez beim Grafen von Foix befand, las er Abends immer aus seinem Meliador oder Sonnenritter vor, wobei ihn der Graf über Stellen und Sätze, die ihm auffielen, befragte. Seine Antworten klärten den Grafen über das Wesen der ritterlichen Dichtung auf, der Graf erzählte ihm dagegen von seinen Kriegen, und Froissart schrieb nieder, was er gehört hatte. Der Herzog von Lancaster, der sich mit seinen Leuten in der Nähe aufhielt, erzählte ihm die Kriege der englischen Herren, und Bastot de Maubion, der sich in den spanischen Kriegen ausgezeichnet hatte, berichtete ihm von den Kriegen der Könige Johann von Castilien und Dionysius von Portugal.

Froissart legt große Bedeutung darauf, daß er alle seine Geschichten unmittelbar aus dem Munde der handelnden Personen vernommen und berichtet habe. Er rühmt sich daher, daß es ihn viel Geld gekostet habe, seine Geschichten zusammenzubringen; doch hofft er Dank bei der Nachwelt (*aussi ai-je fait mainte histoire, dont il sera parlé dans la postérité*). Er blieb deshalb auch noch, nachdem er eine neue Reise nach Paris gemacht hatte, in steter Bewegung, und reiste an jeden Ort, wo er eine bedeutende Person in irgend einer der von ihm zu erzählenden Geschichten anzutreffen hoffte. Er befindet sich z. B. im Inneren von Frankreich, als er erfährt, daß in den Niederlanden ein Ritter angekommen sei, der von den Kriegen in Portugal genauen Bescheid geben könne, sogleich eilt er nach Middelburg und läßt sich sechs Tage hindurch erzählen. Kaum hat er um 1398 vernommen, daß Friede zwischen England und Frankreich geschlossen ist, als er nach England eilt, um ganz genaue Kunde über die letzten Kriege zwischen England und Irland einzuziehen.

Das ganze Werk allgemeiner romantischer Geschichte seiner Zeit, wie wir Froissart's poetische Chronik in Prosa nennen wür-

den, zerfällt in vier Theile. Diese Theile sind wieder in Kapitel eingetheilt; doch hat der erste dabei noch eine besondere Einrichtung. Das erste Buch geht bis 1379, das zweite bis 1383, das dritte bis 1389, das vierte bis 1400. Im Anfange jedes neuen Buches wird das vorher Erzählte berichtet, oder doch angeführt, was der Verfasser seit der Bekanntmachung der vorhergehenden Abtheilung zuverlässiger darüber gehört hat.

Wie Herodot die Mythographen und epischen Gedichte (s. Th. II. S. 206), so hat Froissart seine Ritterromane immer im Sinn. Er beginnt die einzelnen Bücher mit einer Art dichterischer Ankündigung, wie die herumziehenden Minstrels, Recitatoren und Wetsfänger. Gleich das erste Kapitel des ersten Buchs seiner Chronik beginnt er mit einer allgemeinen Bezeichnung seiner Zuhörer und mit der Verkündung seines Zwecks (*pour tous nobles coeurs encourager et leur donner exemple et matière d'honneur, je Jean Froissart etc.*). Im dreizehnten Kapitel des vierten Buchs tritt er aufs neue persönlich und gemüthlich auf: „Solche Dinge zu sagen und zu verkündigen (*mettre en avant*) macht mir großes Vergnügen, und hätte mich das Vergnügen nicht gespornt, dieses zu erforschen und niederzuschreiben (*à dicter et à l'enquerre*), nie wäre ich damit zu Stande gekommen.“ Da er nach Art der guten romantischen Erzähler stets eine Reihe von Abenteuern in allen ihren Beziehungen durchführt und nach epischer Weise von einem gegebenen Punkte rückwärts bis zum ersten Anfang aufsteigt, so geräth er nicht selten mit der Chronologie in Streit. Was er überhaupt von Geschichte und Geschichtschreibung hält, spricht er aus, als er sich darüber entschuldigt, daß er von einem ritterlichen Räuber aus Limousin, Amerigot Marcel, welcher seine Frevelthaten zuletzt mit dem Tode büßen mußte, so viel gesagt und so weit ausgeholt habe. Die Worte sind: „Ich habe so viel und so lange von Amerigot Marcel erzählt, um durch Anführung der Thatfachen von seinem Leben und Tod einen richtigen Begriff zu geben (*embellir son ame et sepulture*). Denn in einer so ausführlichen Geschichte, wie die meinige ist, muß man sowohl von den Guten als von den Bösen ausführlich reden, damit die Nachkommen gute Beispiele und einen Antrieb gut zu handeln vor sich haben (*pour donner action et matière de bien faire*); denn

wenn Amerigot Marcel seine Talente und Fähigkeiten gut angewendet hätte (*eust tourné ses voyes et argus en bonnes vertus*), so wäre er ein guter Kriegermann in Kriegsthaten und Unternehmungen gewesen, weil er aber das Gegentheil gethan hat, so ging's übel mit ihm aus (*en vint à male fin*).

Froissart läßt seine Personen, wie in den Romanen, redend auftreten, und auf dieselbe Weise, wie Herodot mit dem „man sagt“ sehr freigebig ist (s. Th. II. S. 206), kehrt die Formel der Romane „man erzählt ferner (*or dit le conte*)“ bei Froissart sehr oft wieder. Er hat auch noch viele andere Formeln mit den Romanen gemein. Wenn er z. B. den unglücklichen Todesfall von irgend jemand berichtet hat, folgt darauf mehrentheils der Gemeinplatz: „aber dem war nun einmal nicht abzuhelfen (*mais amender ne so peut*)“. Er ist übrigens unruhig, bewegt und heftig wie die Zeit, deren Sitten und Gebräuche er so meisterhaft beschreibt. Alle Verhältnisse der Ritterschaft werden anschaulich gemacht, Vann und Hinterbann erscheinen handelnd, Angriff und Vertheidigung besetzter Orte, Art der Befestigungen, Ausfälle, Scharmügel, Schlachtordnungen, Schiffe, Seewesen und Seegefechte, Geschütz, Rüstung werden mit einer Leichtigkeit und Ausführlichkeit beschrieben, die wir Homerisch nennen könnten. Herausforderungen, Schwanengelübde, Kämpfe auf Leben und Tod, Lanzenstechen, Turniere, Einzüge der Fürsten, Prachtfeste, Bälle, Kleidungen u. s. w. werden mit einer Genauigkeit und Sorgfalt historisch beschrieben, wie sie der Verfasser der Chronik in seinen Gesängen und Romanen für Damen zu beschreiben gewohnt war. Es fehlt jedoch dem Herodot der Ritterzeit weder an hohem Ernst, noch an einer ihm und seiner Zeit eigenthümlichen Philosophie. Neben den vielen lustigen, oft auch rührenden Liebesgeschichten erscheint die Religion der Zeit auf ähnliche Weise, nur in einer anderen äußeren Form, als bei Herodot. Was bei Herodot „neidische Gottheit“ heißt und von ihr geleistet wird, das heißt und leistet bei Froissart „der Teufel mit seinen Gesellen.“ Wir haben uns bei Froissart so lange aufgehalten, weil sein Werk die naive Gattung der Denkwürdigkeiten, die mit Billehardonin beginnt, und von Joinville vervollkommen ward, zur größten Vollkommenheit bringt und beendigt. Nach ihm wird die Gattung der Denkwür-

digkeiten, zu welcher Willehardouin und Joinville gehören, politisch, und die eigentliche Geschichte hüllt sich auch in Frankreich noch einmal in ein lateinisches Gewand.

B. Philosophie.

Wir würden der Schulphilosophen des dreizehnten Jahrhunderts und des scholastischen Gezänks der Thomisten und Scotisten in diesem Werke gar nicht erwähnen, wenn das Erstarren des Scholasticismus und das Positive der Schulen der Dominikaner und Franziskaner nicht schon im dreizehnten Jahrhundert einen Idealismus eigener Art hervorgerufen hätten. Die mystische und contemplative, die schwärmerische und poetische Theologie und Philosophie des Mittelalters verhielt sich nämlich, seit der Zeit der Stiftung der Schule zu St. Victor und seit Bonaventura, zur herrschenden Schulphilosophie sowohl der Thomisten als der Scotisten gerade so, wie sich der reine Pietismus eines Spener und Arnd zu der steifen Dogmatik und Consistorialreligion des siebzehnten und achtzehnten Jahrhunderts verhielt. Die mystische und contemplative Lehre des vierzehnten Jahrhunderts ist nicht bloß in Beziehung auf die Bildung, sondern auch in Beziehung auf die mit der Kirchengeschichte innig verslochtene Staatsgeschichte der Zeit vorzugsweise wichtig; wir dürfen daher die Männer nicht unerwähnt lassen, von denen einige den italiänischen Dichtern den philosophischen Stoff lieferten, andere überall einen heftigen Widerstand gegen die ausgeartete oder erstarrte Kirchenlehre hervorriefen. Durch den Kampf der Schulphilosophieen mit der vom heiligen Bernhard in die Kirche gebrachten Mystik und Schwärmerie, aus welcher Bonaventura eine neue Philosophie und ein System machte, ward bewirkt, daß eine Minorität der Gläubigen in der Kirche auch sogar im späteren Mittelalter die Poesie der christlichen Religion gegen die Prosa des Aristoteles in Schutz nahm. Um den Gang der Philosophie des dreizehnten und vierzehnten Jahrhunderts in Beziehung auf den von uns bezeichneten Zweck zu übersehen, dürfen wir nur die Schulphilosophie der Franziskaner und der Dominikaner ins Auge fassen, und dann einen Blick auf die contemplative Schule zu St. Victor und auf die Platonische des Bonaventura werfen.

Die Philosophie der Schule ward nur von Franziskanern und

von Dominikanern gelehrt; jeder Orden hatte eines Ordensbrüders Bücher als Norm der Lehre seines Ordens anerkannt, die Dominikaner den Thomas von Aquino, ihre Philosophen nannten sich Thomisten, die Franziskaner den Duns Scotus, ihre Philosophen hießen Scotisten. Thomas von Aquino war Schüler Albert's von Köln (s. Th. VII. S. 355 ff.), beschäftigte sich aber nicht wie dieser mit realen Wissenschaften und mit den nützlichen Künsten des bürgerlichen Lebens, sondern ganz ausschließlich mit der Speculation und mit dialektischen Spitzfindigkeiten. Er war tief und gründlich, und sein Orden glaubte, man habe alles erlernt, was dem Menschen nöthig sei, wenn man alle seine Bücher gelesen habe. Räme es nur auf die Masse des Materials und auf die Mühe der Überwindung von Schwierigkeiten an, so hätte allerdings ein Philosoph mit dem Lesen der Werke des Thomas von Aquino sein ganzes Leben lang genug zu thun. Diese Werke, die noch im achtzehnten Jahrhundert auf katholischen Universitäten stark studirt wurden, füllen in einer Ausgabe von 1572 siebenzehn Folianten, in einer anderen von 1612 achtzehn, in der Pariser Ausgabe von 1660 gar dreiundzwanzig Folianten und in der neuesten von 1751—60 achtundzwanzig Quartanten.

So wenig wir geneigt oder auch nur fähig sind, diesem großen Dialektiker und speculativen Kopf durch die Labyrinth seiner aus Begriffen erbauten Welt zu folgen, so bewundern wir dennoch in ihm die Kraft des menschlichen Geistes, die uns in den Stand setzt, bewunderungswürdige Gebäude aus Schöpfungen des Verstandes auf dieselbe Weise zu errichten, wie sie der Dichter aus den Gebilden seiner Phantasie erschafft. Thomas war, nach dem Zeugnisse der tüchtigsten Philosophen, ein dem Aristoteles so verwandter Geist, daß er zu einer Zeit, als Aristoteles ganz mißverstanden und mißgedeutet ward, den wahren Sinn desselben besser durch angeborenen Takt traf, als die in den Schulen durch schlechte Übersetzungen bekannten arabischen und griechischen Commentatoren. Da Thomas als Grundsäule der Befestigung der Kirchenlehre durch den Aristoteles angesehen ward, so suchte ihm der Pabst zum Verständniß des Aristoteles und seiner bis dahin ganz schlecht übersehten Commentatoren zu helfen. Er gab ihm einen sehr beschränkten, aber sprachgelehrten Dominikaner, den Brabanter Wilhelm von Moer-

befe, zur Seite. Dieser übersezte den Aristoteles Wort für Wort und aus seiner Übersetzung errieth oder, wie wir jetzt sagen, construirte sich Thomas den wahren Aristoteles. Diese Übersetzung ward gegen 1273 fertig. Derselbe gelehrte Mönch lieferte nachher noch mehrere andere mechanische Übersetzungen griechischer philosophischer Schriften, die sich für uns ganz sonderbar ausnehmen.

In den Schulen der Thomisten, wo des Thomas von Aquino Schriften so gebraucht wurden, wie die Bibel in den Kirchen gebraucht wird, galt die philosophisch-theologische Wissenschaft für durch ihn erschöpft, und jeder Lehrer mußte mit des heiligen Thomas Waffen kämpfen, wenn er in den Disputationen auftrat, in welchen man mit Schlüssen und Reihen von Schlüssen kämpfte und sich streitend den höchsten Ruhm erwarb, wie die Ritter in Turnieren mit der Lanze. Daraus muß man sich erklären, daß schon im vierzehnten Jahrhundert in den Schulen der Dominikaner auf das Einprägen von Formen und Formeln, von Fragen und möglichen Antworten Alles ankam; die Philosophie ward also Übung des Gedächtnisses auf der einen Seite, auf der anderen mechanische, durch Übung erworbene Fertigkeit im Definiren, Distinguiren und Schließen. Fertigkeit war Hauptsache, das Selbstdenken verschwand. Die Sprache des spitzfindigsten unter den Scholastikern hat übrigens eine Reinheit, die uns in Verwunderung setzt, und schon ein flüchtiger Blick auf die Werke des heiligen Thomas zeigt einen erstaunlichen Reichthum an Materialien und eine ganz Welt von Begriffen, von denen immer einer aus dem anderen entwickelt wird. Wir finden bei ihm Unterscheidungen an Unterscheidungen gereicht, Bestimmungen auf Bestimmungen gehäuft, Fragen an Fragen geknüpft. Der Philosoph schürzt einen Knoten nach dem anderen bei Dingen, wo der einfache Sinn durchaus keine Schwierigkeit wahrnimmt, er versetzt uns in eine ganz eigene Welt, die nur für die Schule existirt und mit der übrigen Welt gar keine Verbindung hat. Weil diese Schulwelt sich und Andere damit ängstigte, Knoten an Binsen zu suchen und den Ungeübten durch Disputiren in Verlegenheit zu setzen, so hat Thomas seinen Schülern einen ungeheueren Vorrath von Fragen hinterlassen, die sie nur dem Gedächtniß einprägen durften, um Gegner in Verlegenheit bringen zu können. Er hat eine

Menge von Antworten bereitet, damit seine Schüler nie eine schuldig bleiben dürfen. Man rühmt, daß man bei ihm dreitausend Fragen über streitige Punkte und fünfzehntausend Argumente wie in einem Arsenal zusammen gehäuft finde.

Das Haupt der Schule der Franziskaner, Dunstan oder Duns, von seinem Vaterlande Scotus (der Schotte) genannt, ist uns aus eigener Ansicht weniger bekannt, als Thomas; er soll aber noch reicher an Spitzfindigkeiten, an Distinctionen, Definitionen, Fragen und Antworten sein, als Thomas. Man gab ihm daher auch den Namen des subtilen Denkers (*doctor subtilis*); seine Sprache ist aber von der Art, daß jeder, der gutes Latein gelesen hat, davor zurückschaudert, und daß alle deutschen Schulen, an denen Scotisten lehrten, zu eben der Zeit ganz barbarisch wurden, als man in Italien die alten Klassiker wieder zu lesen und ihren Styl nachzuahmen begann (Duns Scotus starb 1308). Er hat etwas weniger geschrieben, als Thomas; doch füllen seine in einem Latein, welches originell barbarisch ist, geschriebenen Werke in der Pyoner Ausgabe von 1639 zwölf starke Folianten. Er lehrte in Paris, verdankte aber seinen Ruhm besonders seiner Fertigkeit in dialektischen Künsten, welche ihn in den Stand setzten, den rüftigen Kämpfern, die sich in den Hörsälen Schlachten lieferten, wie die Ritter im Felde, große Wassenvorräthe von Spitzfindigkeiten zu liefern. Die Kämpfe der Thomisten und Scotisten, an denen die ganze Welt, mochte sie etwas davon verstehen oder nicht, damals ebenso Antheil nahm, wie in Deutschland im achtzehnten Jahrhundert jedermann an den Streitigkeiten der philosophischen Schulen Theil nahm, betrafen Dinge, über welche sich ohne Ende streiten ließ. Die unbesleckte Empfängniß der Jungfrau Maria war es besonders, welche in den täglichen öffentlichen Disputationen von rüftigen Kämpfern verfochten ward. Man leitet gewöhnlich von Duns Scotus die Einrichtung her, daß an der Pariser Universität in jeder Woche an einem bestimmten Tage den ganzen Tag hindurch ein Scotist als Vertheidiger der scotistischen Theorie der unbesleckten Empfängniß Mariä zum Streit bereit stehen mußte. Die Einrichtung dieser fortdauernden Disputationen rührt indessen nicht von Scotus, sondern von Franz de Mayronis, einem seiner Schüler, her, der um 1325 starb. Dieser war der Erste

unter den Franziskanern, der die Sitte begann, an einem bestimmten Tage in der Sorbonne den ganzen Tag ohne Essen und Trinken da zu stehen, um jedem, welcher Lust zum Disputiren hatte, und deren waren nicht wenige, Antwort geben zu können.

Die Philosophie des Disputirens und Spaltens der Begriffe, die Theologie der positiven, dem Gemüthlichen und Beschaulichen feindseligen Lehrer, deren Aristotelische Weisheit von Petrus Lombardus, dem magister sententiarum oder Meister entscheidender Aussprüche (s. Th. VII. S. 359), christlich abgerundet war, ward seit Abälard's und Roscelin's Zeiten von den rein contemplativen Gemüthern verschiedener geistlichen Orden ganz im Stillen bekämpft. Diese Bekämpfung der Schultheologie ging zuerst von einem Mystiker Othlo aus, erhielt aber mehr Bedeutung dadurch, daß sich der heilige Bernhard, den man oft den letzten Kirchenvater nennt, den Spitzfindigkeiten dialektischer Klopfflechter widersetzte. Dieser Heilige wird daher auch von Otto von Freisingen wegen Mangels an Kritik und Philosophie und von Luther wegen seiner Vernachlässigung der gelehrten Schrifterklärung und seiner Überzeugung, daß der Geist der Schrift allein lebendig, der Wortsinn aber todt sei, hart getädelte. Otto von Freisingen sagt: „Der heilige Mann hatte einen so gewaltigen Feuereifer für die christliche Lehre, und die Demuth, die er sich zur Gewohnheit gemacht hatte, machte ihn so leichtgläubig, daß er jeden Lehrer, welcher Gewicht auf menschliche Beweisgründe legte und der irdischen Weisheit einen Werth gab, verabscheute, und von allen denkenden Männern, die man ihm als irrgläubig schilderte, gern glaubte, daß sie wirklich Reher wären.“ Luther sagt: „Der heilige Bernhard war ein Mann von großem, herrlichem Gemüth, ich möchte ihn fast allen älteren und neueren kirchlichen Schriftstellern vorziehen; aber man sehe einmal, wie er mit der heiligen Schrift und ihrem sogenannten geistlichen Sinn sein Spiel treibt und sich vom Wahren entfernt.“

Die schwärmende Lehre des heiligen Bernhard ward nach ihm mit der Dialektik in Verbindung gebracht, und es bildete sich eine Art von christlichem Platonismus oder Neuplatonismus dem Aristotelismus gegenüber. Diese neue Lehre der Spiritualisten hatte eine praktisch-biblische und eine poetisch-schwärmende Seite. Die

Erstere erhielt an der Universität von Paris, wo sie im Kloster Sct. Victor geübt und gelehrt ward, ein großes Ansehen. Drei Lehrer der Schule von Sct. Victor scheinen uns noch in gegenwärtiger Zeit der Aufmerksamkeit würdig, wenn gleich Vieles in ihren Schriften unserer, dem beschaulichen Leben entfremdeten Zeit nicht mehr angemessen ist. Die ausgezeichnetsten Verkündiger dieser nachher in den Niederlanden und an vielen Orten Deutschlands mit Enthusiasmus verkündeten praktischen und beschaulichen Religionslehre, zu der sich auch Thomas a Kempis und Tauler bekannten, waren Hugo, Richard und Walter von Sct. Victor.

Von ganz anderer Art war die mystische Philosophie des berühmten Aristotelikers, der als Schüler des Alexander von Hales (welcher um 1245 starb) und als Mitschüler des dunkeln Johann Duns Scotus in der Wissenschaft der herrschenden Schulen ebenso groß, als reich an wahrer Begeisterung und Platonischer Schöpfungskraft war. Die Dialektiker beugten sich vor ihm, wie die gemüthlichen Schwärmer und die von romantischer Liebe dichtenden ritterlichen Sänger. Man nannte ihn in den Schulen nicht mit Unrecht den Lehrer der Weisheit der Engel (*doctor angelicus*). Bonaventura gab dem Christenthum die philosophisch-poetische Form, die wir in Dante's großem Gedichte bewundern, und durch welche das Gedicht auch denen empfohlen wird, denen der populäre Begriff von göttlicher Offenbarung zu sinnlich und crass ist. Arabische Dichter hatten, wie wir oben (Th. V. S. 182 u. 202) berichteten, den Islam ebenfalls in ein mystisches Gewand gehüllt. Die ganze indische Weisheit ist von dieser Art, eine Gattung von persischen Dichtern, die man *Sofis* nennt, beschäftigte sich ganz abschließend mit Religionsphilosophie. Wir glauben sogar, daß Bonaventura, der, wie alle Philosophen seiner Zeit, die arabischen Commentatoren des Aristoteles studiren mußte, durch die arabische Theosophie zu seiner Idealphilosophie geleitet ward. Wer dies genauer wissen will, hat nicht nöthig, arabische Schriftsteller zur Hand zu nehmen, er darf nur in Herbelot's orientalischer Bibliothek den Artikel *Alf* oder *Alfen*, Verstand, Erkenntniß zur Hand nehmen, er findet dort einen Auszug aus dem Buch der Erkenntniß (*Kitab al Ach.*).

Bonaventura stand übrigens in der Kirche in eben dem Anse-

hen, als Thomas von Aquino, und seine Werke füllen in der römischen Ausgabe von 1588 acht Folianten, in der venetianischen von 1751 dreizehn Bände in Quarto. Die ersten sechs Bände enthalten Predigten und die gewöhnliche Schulphilosophie. Beim siebenten und achten müssen wir einen Augenblick verweilen, um anzudeuten, wie er und die größten Männer Italiens bis ins sechzehnte Jahrhundert die Volksreligion für sich und für Ihresgleichen vergeistigten und den Volksglauben schonten, weil sie daran verzweifeln, die Menge je zu sich erheben zu können. Wir dürfen hier schon der Kürze wegen in eine Analyse der in den beiden Bänden enthaltenen Schriften nicht eingehen, und können noch weniger philosophisch für Philosophen darüber urtheilen, sondern wollen nur als Dilettant für Dilettanten angeben, wie uns Bonaventura in diesen Bänden erschienen ist. Es schien uns, als wenn seine tieffühlende, mit großem poetischen Talent begabte Seele, durch die schwere Kunst der Dialektik der Zeit, durch die spitzfindigen Übungen der Schule und durch die Klopffechtere der Disputationen gestählt, dort versuche, was sie aus sich selbst durch sich selbst erzeugen könne. Bonaventura erhebt sich von Zeit zu Zeit nicht sowohl denkend, als innerlich seine eigne Wesenheit schauend über alles, was endlich und irdisch ist. Was die Form angeht, so sucht er nicht, wie die Latinisten seiner Zeit, ängstlich einen klassischen Ausdruck; aber wer Sinn dafür hat, wird leicht merken, daß er sich mit poetischer Gewalt einer für ihn passenden Latinität meisterhaft bemächtigt. Wenn er vom Versinken der Seele in ihr ursprüngliches Wesen oder von tiefer philosophischer Selbstbetrachtung redet, können unsere Zeitgenossen vielleicht zaubern, ihm zu folgen; aber bewundern muß ihn jeder, und in Beziehung auf das Mittelalter wird auch jeder wünschen, daß die essenden, trinkenden und singenden Mönche seinem Rathe gefolgt wären. Dies bezieht sich auf Bonaventura's Büchlein vom Fortschreiten der Klostergeistlichen in der Gotteserkenntniß, besonders auf eine Stelle (Antwerper Handausgabe S. 339), die er überschrieben hat: „Vom siebenfachen Stoff zum Lobe Gottes.“

Wer übrigens nicht Lust oder Zeit hat, größere Schriften dieses außerordentlichen Mannes zu lesen, darf nur sein Buch von der Reise der Seele zu Gott in die Hand nehmen und ihn eine

Zeitlang auf dieser Reise begleiten. Er geht in dem Buche von dem Sage aus, den unsere Zeit vielleicht pantheistisch nennen würde: daß die Gottheit und ihre Weisheit eigentlich in jeder erworbenen Kenntniß, in jedem angeschauten Wesen ergriffen werde, daß also alles wahre Wissen eine Gotteserkenntniß sei. Der erleuchtende Weg, den Gott dem Menschen gebahnt habe, sei so breit, daß jede Empfindung, die nicht blos äußerlich sei, die Gottheit in die Seele des Menschen bringe oder vielmehr die in ihr ruhende Gottheit wecke. Alle Empfindung und Vorstellung im Weltall sei geheimnißvoll gebunden, der Schlüssel des Alles umschlingenden Bandes seien die heiligen Zahlen der Drei und der Sieben. Das ganze Räthsel der endlichen und unendlichen Existenz liege in der doppelten Drei und der hinzutretenden Einheit. Das niedere Leben habe nämlich drei Stufen, das Höhere ebenfalls, die siebente Zahl, welche die doppelte drei verbinde, habe in der menschlichen Sprache keinen Namen und keinen entsprechenden Zustand mehr, weil sie in Gott sei. Alle menschlichen Erkenntnisse werden von ihm auf diese Weise gleich dem Leben dreifach getheilt und dabei Gebrauch von der Schrift gemacht. Auch die Schrift hat nach ihm einen dreifachen Sinn, einen Wortsin, einen mystischen oder geistlichen, einen moralischen und anagogischen, und aus diesem dreifachen Sinn entspringt eine dreifache Ordnung der Lehre. Die erste Ordnung der Lehre betrifft Christi ewige Zeugung aus Gott und seine Menschwerdung, die andere die Ordnung des menschlichen Lebens, die dritte die Einigung der Seele mit Gott.

2. Entstehung der Bildung der neueren Zeit in Italien, Umgestaltung der Literatur des Mittelalters durch Erneuerung des Studiums der alten klassischen Schriftsteller.

A. Bildung und Literatur Italiens bis zum Anfang des vierzehnten Jahrhunderts.

Wir setzen voraus, daß die Leser dieses Werks aus dem politischen Theil der Geschichte mit den Ursachen des früheren Aufblühens des ganzen civilisirten Lebens, wie es im Alterthum war und wie es sich in den letzten drei Jahrhunderten in Europa gestaltet hat, in den italienischen Staaten des Mittelalters hinreichend bekannt sind; wir können uns daher hier darauf beschrän-

ten, die literarischen Erscheinungen hervorzuheben, in denen sich die stufenweise Entwicklung offenbart. Wir glauben zu bemerken, daß abgesehen von der lyrischen Dichtung die Gesamtbildung eine Frucht des in Italien früher als in anderen Gegenden entwickelten kirchlichen und bürgerlichen Lebens war. Das kirchliche Leben rief Musik und Baukunst, das bürgerliche alles das hervor, was mit den Gewerben, der Schifffahrt, dem Handel, der Politik und den diplomatischen Künsten in Verbindung stand. Diese Säge im Allgemeinen weiter auszuführen, erlaubt die Natur dieses Werkes nicht; wir wollen daher nur einfach einen historischen Faden angeben, an welchen man die einzelnen Erscheinungen und die Wirkungen der italiänischen Civilisation diesseit und jenseit der Alpen reihen kann.

Musik und Kirchengesang wurden offenbar schon zu Karl's des Großen Zeiten von Italien aus nach Deutschland gebracht. Im elften Jahrhundert schon erwarben sich Michael und Guido, Mönche des Klosters Pomposa, große Verdienste um die neuere Musik, wenn sie auch das Solfieren nicht erfanden, sondern, wie es fast scheint, in Spanien lernten (s. Th. VI. S. 156). Die Heilkunst wurde ebenfalls schon im elften und zwölften Jahrhundert in Italien mit demselben Glück, wie in Montpellier, betrieben, und die Schule von Salerno ward durch ihre in Denk- oder lateinischen Knittelversen abgefaßte Diätetik berühmt, die sie dem Herzog Robert von der Normandie überreichte, als er auf der Rückkehr vom Kreuzzuge nach Salerno kam (doch streitet man, ob er wirklich der rex Anglorum war, an den die Denkverse gerichtet sind). Wie das medicinische Studium in Unteritalien blühte, so das römische Recht in Bologna. Irnerius oder Werner (s. Th. VI. S. 311), Martin Gosias und Bulgarus (s. Th. VI. S. 447), Johann Bosianus, Azzo, dem im dreizehnten Jahrhundert Accursius und Odofredus folgten, sind unter dem Namen der Glossatoren ebenso berühmt, als sie durch Gemeinheit, durch Habsucht und durch ihr barbarisches Küchenlatein berüchtigt sind. Ein Gelehrter des fünfzehnten Jahrhunderts (Laurentius Valla) sagt daher mit Recht, es sei sehr zu bedauern, daß ein Bartolus, Baldus, Accursius und andere Gänseriche an die Stelle der römischen Schwäne des Rechts, nämlich der Sulpicius, Scävola, Paullus und Ulpianus getreten seien. Bartolus und Bal-

bus, die Juristen der grausamsten Visconti, lebten später, obgleich sie hier neben den Glossatoren erwähnt werden. Sie gründeten im vierzehnten Jahrhundert eine neue Schule barbarischer Juristen, die nicht mehr Worterklärer (Glossatoren) sein wollten, sondern die Künste der Scholastiker auf das Recht anwandten.

Auch die realen Wissenschaften, die zur Schifffahrt und zu den wieder erwachenden Künsten des Lebens nothwendig waren, wurden schon im zwölften und dreizehnten Jahrhundert in Italien lebhaft getrieben. Man nennt uns einen Mönch Constantinus, der schon zu Robert Guiscard's Zeit seine Zeitgenossen durch geometrische Figuren, durch arithmetische Fertigkeit und durch einige physikalische Kenntnisse so in Erstaunen setzte, daß er in Gefahr kam, als Herenmeister verurtheilt zu werden. Wir werden indessen das Resultat der Bemühungen aller früheren Bestrebungen für Kunst und Wissenschaft, welche das Gewerbe und die Künste des bürgerlichen Lebens angehen, weiter unten angeben, wenn von den Fortschritten die Rede sein wird, welche Kunst und Wissenschaften im vierzehnten Jahrhundert in Italien machten. Wir übergehen daher auch alles das, was von den Leistungen eines Gerhard von Cremona, aus welchem Andere einen Spanier aus Carmona machen, der am Ende des zwölften Jahrhunderts lebte, in Beziehung auf die realen Wissenschaften erzählt wird.

Wir können uns übrigens, wenn wir die vorhergehenden Notizen und den blühenden, wiewohl auch ganz anarchischen Zustand von Italien im dreizehnten Jahrhundert als bekannt voraussetzen dürfen, nicht wundern, daß in ganz Ober- und Mittelitalien am Anfange des vierzehnten Jahrhunderts schon das Studium des positiven geistlichen und weltlichen Rechts, die Poesie, die schönen Wissenschaften d. h. alles, was man in jener Zeit Grammatik nannte, mit unglaublichem Eifer getrieben ward. Mag es immerhin etwas übertrieben sein, daß in Bologna allein sich über zehntausend Studierende sammelten, wir wissen doch, daß gleichzeitig auch in Parma, Pisa, Padua, Vicenza, Modena die schönen Wissenschaften unter großem Zulauf gelehrt wurden, und daß Friedrich II., als er eine Rechtsschule in Neapel gründete und den Besuch von Bologna verbot (s. Th. VII. S. 282 f.), doch die grammatischen Studien ausnahm. Wie groß die Zahl derer war, die sich Schul-

bildung verschaffen mußten, geht daraus hervor, daß eine Chronik, deren Statistik wir übrigens nicht verbürgen, zweihundert Rechtsgelehrte (*judices*), vierhundert Stadtnotare, sechshundert kaiserliche Notare, zweihundert Ärzte und achtzig Lehrer an höheren Schulen in Mailand aufzählt. Pabst Innocenz III. und sein gelehrter Kardinallegat Robert Courçon bemühten sich rühmlich um die Wissenschaft; der Pabst und die Leute, die er in seiner Kanzlei gebrauchte, schrieben reines und gutes Latein, und der Kardinallegat nahm den größten Antheil an den Händeln über den Aristoteles (s. Th. VII. 354). Innocenz III. war es, der Friedrich II. so erziehen ließ, daß er der arabischen, deutschen und lateinischen Sprache und des neapolitanischen Dialekts oder eigentlich des sicilianischen, aus dem sich der toscanische bildete, und der Wissenschaften seiner Zeit gleich mächtig ward. Ihm war dann sein Kanzler, Peter a Vineis, Freund und Genosse der Studien, wie Robert Courçon dem Pabste. Beide glänzten unter den provenzalischen und limousinischen Dichtern, welche Friedrich um sich versammelte. Friedrich II. versuchte sich in den verschiedenen Dichtarten, hatte aber nach den Proben, die uns übrig sind, mehr die prosaischen Eigenschaften seines grausamen Vaters, als die poetische Heldenseele seines Großvaters. Er hatte nicht einmal die Anlagen seines Kanzlers, dessen Gedichte sich unter den seinigen finden.

Wenn wir bedenken, daß Thomas von Aquino und Bonaventura gegen das Ende des dreizehnten Jahrhunderts in Italien vor anderen Philosophen studirt wurden, so werden wir uns nicht wundern, daß bei den ewigen Kämpfen der Parteien in den Städten um Herrschaft und in der Kirche darüber, ob die kaiserliche oder die päpstliche Theologie die ächt christliche sei, eine kühne Himmelfürmerei sich neben finsternem Aberglauben erhob. Dazu trug die Bekanntwerdung des eigentlichen Sinns des Aristoteles, dem Alle nachbeteten, nicht wenig bei. Wir glauben nicht, daß Friedrich, wie man sagt, den ganzen Aristoteles unmittelbar aus dem Griechischen übersetzen ließ, wissen aber gewiß, daß Bartholomäus von Messina die *Moral* (*Ethik*) des griechischen Philosophen zwar nicht gut, aber doch richtig übersezte.

Jene kühne Philosophie von Dante's Zeit, welche weder Gott noch Menschen scheute, und nach Dante die Hölle verachtete, sei,

glaubt er, Hunderten der größten Männer seiner Zeit eigen. Als er nämlich in der Abtheilung der Hölle, wo alle kühnen Zweifler in feurigen Gräbern ruhen, den edlen Farinata fragt, wer noch außer ihm dort sei, so antwortet dieser:

Mit mehr als tausend liege ich hier. Hier liegt der zweite Friedrich und des Papstes Cardinal. Von dem Anderen schweig' ich.

Vorher sagt er, daß Farinata auch gequält sich um die Hölle nicht kümmernere. Es heißt:

Er richtete sich empor, so daß aufgerichtet sein Haupt und seine Brust war, als hätte er die Hölle in großer Verachtung.

Noch unbekümmerter um die Hölle der Theologen zeigt sich Cavalcante Cavalcanti, der Vater des Guido Cavalcanti, des Freundes und Altersgenossen von Dante.

Die politischen, geographischen, mathematischen, astronomischen Wissenschaften wurden im dreizehnten Jahrhundert besonders in Beziehung auf Astrologie, Schiffahrt, Handlung und Ökonomie betrieben; wir dürfen aber alles dessen, was sich bloß auf das äußere Leben bezieht, in dieser kurzen Übersicht der Fortschritte der Civilisation in Italien nur kurz erwähnen. Wir übergehen daher die Übersetzung des Euklid, welche, so schlecht sie war, doch im zwölften Jahrhundert Epoche machte, mag sie nun Campanus von Novara oder Adelard verfertigt haben. Auch die Verdienste, welche sich Fibonacci um die mathematischen Studien erwarb, müssen wir den Mathematikern zu würdigen überlassen. Nur das Eine dürfen wir nicht übergehen, daß Fibonacci das System unserer Zahlziffern und unsere Art, den Werth der Ziffern durch ihre Stellen zu bezeichnen, die schon Gerbert (Sylvester II.) von den Arabern angenommen hatte, in Italien herrschend machte. Der Mann wird von den italiänischen Mathematikern unserer Zeit als so wichtig betrachtet, daß zuerst Cossati in den zwei Quartbänden der Geschichte der Einführung der Algebra in Italien und dann Libri in seiner 1838 erschienenen Geschichte der mathematischen Wissenschaften in Italien von seinen Büchern sehr ausführlich gehandelt haben.

Die Poesie und die Geschichte wurden schon im dreizehnten Jahrhundert in der sich aus dem sicilianischen Dialekt bildenden toscanischen Sprache mit Glück betrieben; doch las man mit gleichem Vergnügen die Dichter, welche in provenzalischer und limou-

finischer Sprache sangen, als die toscanischen Dichter. Der Mantuaner Sordello, dessen italiänischer Patriotismus bei Dante auch noch im Purgatorium durch das einzige Wort „Mantua“ geweckt wird, war Provenzaldichter, und ist uns durch elf Gedichte, die sich in der berühmten Estensischen Sammlung der Provenzaldichter finden, bekannt, weit bekannter aber durch die Verse Dante's im sechsten Gesang des Purgatoriums, wo es heißt:

Aber schau dort jenen Schatten, der allein und gesondert von Andern auf uns schaut, der wird den kürzesten Weg uns zeigen. Wir kamen zu ihm. O lombardischer Schatten, wie standest du so stolz da und schautest verachtend auf uns! Wie war deiner Augen Bewegung so langsam, voll Würde! Er redete uns nicht an, er ließ uns vorbeigehen, auf uns blickend wie ein Löwe, der ausruht. Virgil nähete sich ihm, und bat ihn, daß er uns zeige, wo man am leichtesten hinauf gehe. Doch der Schatten erwiderte nicht auf seine Frage, sondern fragte nach dem Lande, wo wir gelebet, und mein theurer Führer begann: Mantua — Der Schatten, in sich mächtig erregt, sprang auf, stürzte auf ihn zu von dem Ort her, wo er gestanden, und rief: „O Mantuaner, ich bin Sordello, dein Landsmann“, und Einer umschlang mit seinen Armen den Andern.

Wir könnten noch eine ganze Anzahl vortrefflicher Dichter in allen Dialecten Italiens anführen, wollen aber der Kürze wegen nur die drei nennen, welche vor Dante eben so rein toscanisch, eben so philosophisch gesungen haben, als Dante, nämlich Guittone, welcher weniger bekannt ist, Guido Guinicelli und Guido Cavalcanti, welche bekannt sind. Guido Guinicelli wird von Dante als Sänger idealischer Liebe, das heißt der Venus Urania, nicht der cyprischen Göttin, in seinem Büchlein von der Dichtung in toscanischer Sprache durch zwei aus ihm angeführte Verse besonders ausgezeichnet. Die Worte sind: „Die Liebe war nicht, bis edle Herzen entstanden, und der Menschheit edleres Wesen war nicht, ehe die Liebe geworden.“ Darum begrüßt Dante im Purgatorium Guido Guinicelli's Schatten so freundlich und ruft ihm zu:

Deine lieblichen Lieder (*detti vostri*) werden, so lange toscanisch man redet, theuer und werth machen die Feder, die sie geschrieben.

Was die Geschichte in italiänischer Sprache angeht, so nennt man oft Matteo Spinelli als den Ersten, der angefangen habe, die Geschichte als bildende Lehre in der Landessprache dem Volke, nicht lateinisch den Gelehrten zu erzählen; allein das ist

irrig. Ricordano Malaspini, dessen Erzählung Villani, der ausführlichste der Geschichtschreiber des folgenden Jahrhunderts, oft Wort für Wort in sein Werk aufgenommen hat, schrieb früher als er. Schon Ricordano Malaspini behandelte die Geschichte nicht mehr als Sammlung von Notizen, sondern als Mittel zur Volksbildung. Er schrieb die Geschichte seiner Vaterstadt bis zum Jahre 1281. Sein Neffe Giacchetto setzte sie fort bis zum Jahre 1286. Er ist in der früheren Geschichte unabsichtlich, wie Villani absichtlich, weil er die Florentiner unterhalten will, voll Märchen, die allerliebst erzählt werden. Er berichtet viel von Adam, und weiß, wie lang die Zeit war zwischen diesem und dem König Ninus (Nimrod). Er berichtet, wie Apollo der Astrologe die Erbauung von Fiesole veranlaßt habe.

Ganz besonders blühten im dreizehnten Jahrhundert grammatische und rhetorische Studien, welche Friedrich's Kanzler, Peter a Vineis, eifrig förderte, und welche in den unzähligen großen und kleinen freien Städten und von den kleinen Tyrannen vorzugsweise gepflegt wurden, weil jedermann sich zu Staatsgeschäften drängte, die man nicht führen konnte, ohne Stylist zu sein. Die Lehrer der Rhetorik verbanden oft einen encyclopädischen Unterricht in allen realen und speculativen Wissenschaften ihrer Zeit mit der Anweisung zur Rhetorik und Ästhetik, oder sie verfaßten doch Bücher, in denen das ganze Wissen ihrer Zeit, welches sich damals noch leicht übersehen ließ, zusammengedrängt war. Ein solches Werk verfaßte im dreizehnten Jahrhundert diesseit der Alpen Vincent von Beauvais ziemlich geistlos, aber fleißig und ausführlich. Er nannte die drei ungeheueren Folianten, in welche er Naturwissenschaften, moralische oder speculative Wissenschaften und endlich das historische Wissen sammendrängte, Spiegel.

Mit mehr Geist, Philosophie und Poesie schrieb Dante's Lehrer, Brunetto Latini, eine ähnliche Encyclopädie oder eigentlich zwei, eine ausführliche, die er vollständige Sammlung (thesaurus thesaurorum), und eine andere, die er kurze Sammlung alles Wissenswürdigen (tesoretto) betitelte. Das erstgenannte Werk ist durch sonderbare Fügung der Umstände in altfranzösischer, damals in Italien als Dichter- und oft als Hofsprache geltender Sprache geschrieben, weil Brunetto zuerst bis 1260 in Florenz

lehrte, dann, als Manfred dort hin kam, nach Paris ging, daselbst bis 1284 lehrte, dann zurück kam und bis 1295 wieder Lehrer in Florenz war. Wie wichtig der *trésor* für das vierzehnte Jahrhundert war, sieht man aus der großen Zahl von Handschriften desselben, die sich auf den Bibliotheken finden. Die beste ist in Genf, in Paris allein sind zwölf. Das Buch ist auch gedruckt, am besten Venedig 1533; alle Ausgaben sind aber sehr selten.

Brunetto Latini hat sein ganzes Werk in drei große Abtheilungen getheilt, welche wieder in Bücher getheilt sind. Der erste Theil hat deren fünf. Das erste Buch desselben enthält die Geschichte des alten Testaments, das zweite die des neuen Testaments und die ganze Geschichte bis auf Brunetto's Zeit. Es handelt ferner von den Elementen und vom Himmel. Das dritte Buch lehrt Geographie, das vierte und fünfte Naturgeschichte. Diese letzten Bücher, sagt er, habe er aus Plinius und Solinus genommen (s. Th. IV. S. 351 f.). Die zweite Abtheilung zerfällt in zwei Bücher, von denen das erste als sechstes Buch der vorhergehenden fünf die Ethik des Aristoteles und das zweite als siebentes eine Abhandlung von Tugenden und Lastern enthält. Die dritte Abtheilung hat wieder zwei Bücher. Das erste gibt eine Anweisung zur Redekunst nach Cicero und Aristoteles. Das zweite handelt von der Regierungskunst, und dabei wird vom Plato fleißig Gebrauch gemacht. Wie bedeutend dieser Mann als Lehrer seiner Zeit war, lernen wir von Dante, der mit vollendeter Dichtersfähigkeit ein tiefes, zusammenhängendes allgemeines Wissen verband; denn dieser bekennt dankbar, daß er seine Wissenschaft dem Brunetto Latini verdanke. Villani im neunten Kapitel des achten Buches seiner Florentinischen Geschichten gibt ihm zuerst ein herrliches Lob, und fügt dann hinzu, er habe Brunetto's erwähnt, weil dieser der erste Lehrer gewesen sei, der die Florentiner civilisirt (*il primo a degrossare i Fiorentini*), und sie gelehrt habe, wie sie es anzufangen hätten, um schön zu reden und ihren Staat nach richtigen politischen Grundsätzen zu verwalten.

Dante, wie er im fünfzehnten Gesang der Hölle mit Brunetto zusammentrifft, bietet Alles auf, um Ehrfurcht und Dankbarkeit auszudrücken. Er bedauert, daß er etwas höher gehen muß,

als sein verehrter Lehrer, um nicht im glühenden Sande zu gehen, und sagt:

Ich wagte nicht, mich zu entfernen vom erhöhtem Wege und neben ihm zu wandeln; aber ich hielt gesenket mein Haupt, wie ein Mann, der erfüllt von tiefer Ehrfurcht einhergeht.

Er schließt das Gespräch mit ihm mit den Worten:

Wäre erfüllet mein heißes Gebet, dann wäret ihr noch nicht aus dem Leben im Leibe gebannt; denn fest ist in meiner Seele geheftet und erfüllet mich jezo mit Wehmuth euer gutes, mir theueres Bild, wie ihr von Stunde zu Stunde mich väterlich lehrtet, wie der Mensch sich verewigt.

Einiger anderen Männer, welche in der zweiten Hälfte des dreizehnten Jahrhunderts die Revolution der ganzen Literatur vorbereiteten, die im vierzehnten Jahrhundert aus Italien über ganz Europa verbreitet ward, wollen wir der Ordnung und des Zusammenhangs wegen erst weiter unten erwähnen, wenn wir im nächsten Bande der italiänischen Bildung der zweiten Hälfte des vierzehnten Jahrhunderts gedenken, da wir uns hier des Raumes wegen auf die erste beschränken müssen.

B. Entwicklung der neueren Bildung in Italien im ersten Viertel des vierzehnten Jahrhunderts.

Der Reichthum der italiänischen Literatur des vierzehnten Jahrhunderts, der innige Zusammenhang derselben mit der Literatur des fünfzehnten Jahrhunderts und dadurch mit der Zerstreuung des Dunkels, welches die Hierarchie und der Feudalismus über ganz Europa verbreitet hatten, nöthigt uns, die vollständige Angabe der bedeutendsten literarischen Arbeiten der Italiäner des vierzehnten Jahrhunderts mit der Übersicht der Bildung des fünfzehnten im neunten Bande dieses Werkes zu verbinden; wir wollen indessen die Einleitung dazu hier vorausschicken. Wir fügen in dieser Absicht hier zuerst einige äußere, der Entwicklung der italiänischen Bildung günstige Umstände bei, und gehen dann zu der welthistorischen Bedeutung von Dante's Werken über, weil durch ihre Erscheinung für ganz Europa ein neuer Tag anbrach. Die Hauptursache der Blüthe der schönen Wissenschaften in Italien war, daß die Regierungen, die in unseren Tagen oft aller freien Bewegung des Geistes, allem höheren Streben, allem Spiele

der Phantasie oder der reinen Vernunft feindlich sind, und nur materielle Interessen und solche Wissenschaften begünstigen, die sich unmittelbar auf das äußere Leben beziehen, damals vorzugsweise freie Kunst begünstigten, daß die Fürsten, die gegenwärtig entweder allem Wissen feindlich gesinnt sind, oder sich dem Wahn hingeben, daß sie Wissenschaft und Kunst schaffen könnten, wie Lustschlösser, damals einem ganz entgegengesetzten System folgten. Es war damals politisch klug, Kunst und Wissenschaft zu hegen, es gehörte ein Kreis von Künstlern und Gelehrten zum Glanz jedes kleinen Hofes und jeder freien Stadt. Gelehrte, Künstler und Dichter zogen oft von einer Stadt zur anderen, aber selbst ihre Eifersucht und ihr Neid ward Sporn und Antrieb, und war Ursache von Leben und Bewegung. Jeder Ort hatte einen ausgezeichneten Mann, mit dem er dem anderen gegenüber pralte. Welchen Wettstreit dieses erwecken mußte, und wie viele Menschen sich vermöge der angeführten Umstände in einem freien, wenn auch bald anarchisch-freien, bald despotisch tyrannisirten Lande mit reingeistigen Studien beschäftigen konnten, wird aus der bloßen Aufzählung der Orte hervorgehen, wo die freien Studien entweder zu einer und derselben Zeit oder auch zu verschiedenen Zeiten Schutz fanden.

In Mailand schützten sowohl die Torre als nach ihrer Vertreibung die Visconti Wissenschaft, Kunst und Studium des Alterthums, auch dann, wenn sie ihre Mitbürger grausam mishandelten. Wir müssen daher im folgenden Jahrhundert sehr oft auf die Visconti zurückkommen. Seit Azzo VIII schützten die Herrscher von Ferrara aus dem Hause Este ebenfalls jede freie Kunst, und diesem Hause gehorchten auch Modena, Rovigo, Reggio. Die Scotti in Piacenza, die Fisiraga in Vodi, die Rusca in Como, die Langoschi in Pavia, die Avocati in Vercelli, die Bruffati in Novara, die Maggi in Brescia, die Correggeschi in Parma, die Scaligeri oder della Scala in Verona, die Bonacossi in Mantua und auch die Grafen von Monferrat wandten große Summen an, um als Begünstiger der Poesie oder der Wissenschaften im oberen Italien zu glänzen. Im Kirchenstaat wetteiferten mit den genannten herrschenden Familien die Polenta in Ravenna, die Ordelaffi in Forlì, die Malatesta in Rimini. Die Geschichte der mächtigen Republik Bologna dreht sich fast ganz um die Geschichte der von vielen

Tausenden aus ganz Europa besuchten Universität. Der äußeren Feinde erwehrte sich die Stadt leicht, ihre inneren Streitigkeiten führten die Gründung der Universität zu Padua auf ähnliche Weise herbei, wie im folgenden Jahrhundert die inneren Streitigkeiten der Universität Prag die Gründung von Leipzig veranlaßten. Was nämlich die äußere Gewalt angeht, so gerieth Friedrich von Österreich 1303, als er mit seinen Reissigen in der Stadt lag, mit dem Rector in Streit; die Professoren und Studenten griffen darauf zu den Waffen, Friedrich selbst ward gefährlich verwundet; so viel wir wissen, hatte aber die Sache weiter keine gefährlichen Folgen. Anders war es, als Papst Clemens V. den Cardinal Napoleon Orsini als Vermittler bei inneren Streitigkeiten in die Stadt schickte. Diesen jagte man fort, weil er sich in die Regierung mischen wollte, das veranlaßte aber die Excommunication der Stadt, in welche die Universität und Alle, die dort studiren würden, ausdrücklich einbegriffen wurden. Dadurch ward zunächst die Gründung von Padua herbeigeführt, wohin sich Lehrer und Studenten begeben hatten. Diese kehrten freilich schon im folgenden Jahre nach Bologna zurück; doch blühte seitdem Padua und wetteiferte mit Bologna. Als die Stadt Bologna nachher um 1316 mit der Universität in Streit gerieth, und diese zuerst nach Argenta, dann nach Imola wanderte, wandte Siena große Summen an, um sie an sich zu ziehen. Die Stadt gab sechstaufend Gulden, um die verpfändeten Bücher einzulösen, trug die Kosten des Umzugs, versprach den Professoren einen jährlichen Gehalt von dreihundert Gulden und den Studirenden freie Wohnung für ein Jahr und vier Monat. Als die Stadt ihr Versprechen, die nöthigen Privilegien vom Papste und vom Cardinals-Collegium auszuwirken, nicht erfüllen konnte, trennten sich Lehrer und Schüler nach vier Seiten hin, und es entstanden zwei neue Lehranstalten, wenn auch nicht gerade Universitäten. Die größere Zahl ging nach Bologna zurück; ein anderer Theil blieb in Siena; ein dritter ging nach Florenz; der vierte und unter ihnen Dino, der berühmteste Lehrer der Arzneiwissenschaft, ging nach Padua.

In Neapel blühten, wie schon aus Petrarcha's Lebensgeschichte hervorgeht, so lange König Robert lebte, Beredsamkeit und Dichtkunst,

wenn auch gleich die berühmten Männer, welche sie trieben, nicht immer den besten Geschmack hatten. Auch die Pisaner wurden vom allgemeinen Enthusiasmus ergriffen, und hatten den guten Gedanken, für die Universität, die sie 1330 gründen wollten, von den Geistlichen den Zehnten ihrer liegenden Güter zu fordern. Das wollte der Pabst nicht leiden, und die Anstalt ging 1339 auf einige Zeit ganz ein. Alle diese Anstalten waren ohne theologische Facultät; denn dazu bedurfte man des Pabstes. Als daher Galeazzo II. Visconti eine ganz neue Universität in Pavia gründete, ertheilte Kaiser Karl IV. ein Privilegium für das Studium des römischen Rechts, der Decretalen, der Physik, der Chirurgie, des Notariats und der Stylistik. Diese Anstalt war nachher eine Zeitlang in Piacenza, wo wir um 1399 siebenundsechzig Professoren finden, unter denen der barbarische Civilist Balbus monatlich einhundertvierundsechzig Lire, der Decretalist Marsilius di santa Sofia gar einhundertsiebenzig Lire monatlich erhielt, andere Professoren dagegen nur zweiundzwanzig, ja manche nur vier Lire. Siena und Florenz erneuten ihre Anstalten. Der ganz gesunkenen Anstalt zu Arezzo gab Kaiser Friedrich III. noch im Jahre 1446 ein neues Privilegium. In Lucca, im kleinen Fermo, in Ferrara, in Brescia, in Bergamo, in Rom selbst wurden Universitäten gegründet; in Modena und Reggio bestanden Specialschulen der Jurisprudenz und Medicin.

Um an einem einzigen Beispiel zu zeigen, von welcher Art und Beschaffenheit die Bildung Italiens und wie groß ihre Blüthe in den beiden Jahrhunderten war, in welchen die schönste Frucht des Ritterthums und seiner Poesie und die höchste Philosophie des Christenthums mit der altklassischen Bildung innig verbunden ward, dürfen wir nur einen Blick auf Dante's Schriften werfen. Dante oder eigentlich Durante Alighieri war der Schöpfer einer neuen, zugleich auf das Studium der Alten und auf christliche und ritterliche Poesie und Philosophie gegründeten Literatur. Der Dichter selbst hat die wichtigsten Umstände seines Lebens so in sein großes Gedicht versflochten, daß die Nachwelt, um es zu verstehen, jedes Ereigniß seines Lebens mit der größten Sorgfalt hat erforschen müssen. Für unsere Absicht, welche dieses Mal nicht darauf gerichtet sein darf, die Divina Comedia zu erklären, sondern nur die Wirksamkeit des Dichters für Wissen und Glauben, für

Poesie, Geschichte und Philosophie zu bezeichnen, ist es genug, einige wenige Umstände und Zeitbestimmungen anzugeben. Er war 1265 geboren, und seine Mutter Bella trug Sorge, daß er in jeder Wissenschaft und Kunst und in mehreren alten und neuen Sprachen Unterricht erhielt. Wie dankbar er selbst seinem Lehrer Brunetto Latini für den Unterricht in allen Wissenschaften seiner Zeit war, haben wir oben schon mit seinen eigenen Worten berichtet. Sein theuerster Mitschüler war der große philosophische Dichter, Guido Cavalcanti, der vor ihm schon der toscanischen Sprache den Vorrang vor allen Dialekten verschafft hatte, dem er daher den Preis des poetischen Ausdrucks (*la gloria della lingua*) vor allen Andern zuerkennt. Dante liebte und verehrte vor allen Dichtern den Virgil, dem er, wie er sagt, sein dichterisches Dasein und seine Begeisterung verdanke (*il mio maestro e il mio autore*), den er lange und viel mit Liebe gelesen (*con lungo studio e grande amore*). Er meint, sein Freund Guido habe nur darum nicht, wie er, Ruhm auf Erden und unter der Erde, auf dem Berge der Sühne und im Himmel erlangt, weil er mehr den Ernst der Philosophie, als den Zauber unterhaltender Virgilischen Dichtung gesucht habe. Damit tröstete er wenigstens Guido's Vater; denn als dieser in der Hölle ihn fragt:

Wenn dir diesen dunkeln Kerker zu durchwandern vergönnt ist, weil deine Geistesfähigkeit groß war, warum ist mein Sohn nicht bei dir?
so erwidert er:

Ich bin nicht selber mein Führer, mich leitet Virgil, welcher dort wartet, vielleicht hat den euer Sohn nicht geachtet.

Auch die damals aufblühende Malerkunst der Neueren schätzte Dante richtig und ehrte sie in dem Maler Giotto. Was Musik angeht, so fesselte Casella's Gesang ihn und Virgil und alle Schatten einige Zeit hindurch trotz der Warnung des Wächters des Purgatoriums am Fuße des Bergs der Sühne, und verzögerte ihre Reinigung. Eifrig studirte er nachher den Aristoteles und die scholastische Theologie; dadurch, sagt er, erhob ich mich über alle von Liebe fesselnden Dichter (*per essa uscì della volgare schiera*). Er zeigte sich vor seiner Verbannung in seiner Vaterstadt und später in Schriften als vortrefflichen Staatsmann und Rechtsgelehrten; Astronomie, Geographie, alte und neue Geschichte und Mythologie

kannte er, wie er in seinem großen Gedichte beweist, sehr gründlich und Anatomie und Physiologie besser, als man für seine Zeiten denken sollte. Erst durch Harvey ward nämlich bekanntlich die Lehre vom Blutumlauf diesseit der Alpen verbreitet, Dante deutet aber gleich im Anfange seines Gedichts auf Puls und Blutadern hin (*le vene ed i polsi*). Auf dieselbe Weise gedenkt er lange vor Columbus der Antipoden. Neben der Theilung der Guelfen und Ghibellinen, welche ganz Italien in zwei Theile trennte, bestand in Vistoja und bald auch unter den Guelfen von Florenz eine andere, welche man die der Weißen und Schwarzen nannte (s. Th. VII. S. 385 f.). Alle angesehenen Familien von Florenz gehörten einer oder der anderen an. Biero de Gerchi war das Haupt der Weißen, Corso Donati stand an der Spitze der Schwarzen, und man hatte Dante, welcher Mitglied des Schöffenraths (*do' Priori*) der Republik war, im Verdacht, den Weißen anzugehören. Als er daher im Jahre 1302 in Geschäften der Republik an Papst Bonifacius VIII. nach Rom geschickt war, wurde er durch Rabalen in das Schicksal der Weißen verwickelt, um achttausend Lire gestraft und auf zwei Jahre verbannt. Erbittert über den Papst, der seine Feinde schützte und seine Vaterstadt in die Hände der Franzosen spielen wollte, deren König seinen Bruder dahin schickte, schloß sich Dante in der Verbannung an die Weißen und an die Ghibellinen an, welche vereinigt mit Gewalt in Florenz eindringen wollten. Sie erlitten aber 1304 eine blutige Niederlage. Dante ward dann auf immer verbannt und seine Güter eingezogen; er fand jedoch bei den herrschenden ghibellinischen Familien Oberitaliens Schutz und Aufnahme. Die Scala in Verona, die Papafavi in Padua, die Bosoni in Gubbio, die Malaspina in der Lunigianischen Mark, die Salvatici im Casentinischen, die Foggino im Urbinatischen Gebirg bewirtheten ihn gastlich. Ganz zuletzt war er bei den Volenti in Ravenna, und starb, als er eine ehrenvolle Gesandtschaft übernommen gehabt hatte, um 1321. Allen den Familien, die sich ihm freundlich bewiesen, hat er in seinem großen Gedicht ein ewig Denkmal gesetzt. Dem Kinde, welches Dante im Hause der Scala fand, als sie ihn gastlich bewirtheten und hegten, prophezeit er gleich vorn im Inferno, gestützt auf die Weissagung eines Astrologen (Michele Scotto), eine Herrschaft über alles Land vom Gebiet

von Urbino an bis nach Treviso (la sua nazione sarà trà Feltro e Feltro). Alle seine Schützer werden von ihm hochgepriesen, obgleich er eingesteht, „daß er recht gut wisse, wie salzig schmecke das Brod an fremdem Tische genossen, und wie müde es mache, fremde Treppen auf- und niederzusteigen.“ Seine wissenschaftliche Thätigkeit in lateinischer, ganz den Alten nachgebildeter, nur etwas zu bombastischer Sprache knüpft sich an seine Geschäftsthätigkeit für das wiederherzustellende Ansehen des Kaisers, sein poetischer Ruhm an seine erste Liebe, deren Gegenstand er, wie alle provenzalischen Dichter, idealisirt hat. Dante's Beatrice ist, wie Petrarca's Laura, gleichsam ein sinnliches Ideal, um den Gesang von himmlischer Liebe nicht auf bloße Dichtung, sondern auf die Wirklichkeit und auf einen bestimmten Körper zu beziehen, ohne daß dabei der einzelne Gegenstand eine besondere Bedeutung hätte.

Was Dante's wissenschaftliche Thätigkeit angeht, so sind die Briefe oder, wie wir sagen würden, die Proklamationen und Manifeste, die er für Heinrich VII. aus sandte, als dieser in Italien war, historisch und politisch merkwürdig; sein Buch von der Monarchie ist aber als philosophische Staatsrechtslehre bedeutend. In den Sammlungen der Denkmale der deutschen Geschichte ist daher auch dieses Buch mehrmals abgedruckt, weil es die Rechte deutscher Kaiser in allen weltlichen Dingen vertheidigt, ohne das rein geistliche Ansehen des Papstes schmälern zu wollen. Dante fordert, daß die Kraft des kaiserlichen Ansehens die Einheit der verschiedenen unabhängigen Staaten Italiens erhalten solle, wie wir in Deutschland, trotz der Bundesversammlung, noch immer die Einheit der Regierung der Nation vermissen, weil Niemand als Repräsentant der Gesamtheit die einzelnen Staaten überwacht und im Nothfall die Tyrannei einzelner Regierungen im Interesse des Volkes zügelt. Daß er an keinen despotischen Alleinherrscher, sondern nur an einen Kaiser denkt, der dem Geseze, nicht der Willkür seinen Arm leiht, spricht er schon in dem Gesange des Paradieses aus, in welchem er den Kaiser Justinian idealisirt und sein Gesetzbuch preist; er sagt es aber auch ausdrücklich in dem erwähnten Buche, welches wir das Buch von der kaiserlichen Gewalt in Italien nennen würden (*de monarchia*). Es heißt dort: „Man muß sich aber allerdings hüten, daß man, wenn von uns behauptet wird,

daß das ganze menschliche Geschlecht durch einen einzigen Fürsten regiert werden müsse, dies nicht so verstehe, als wenn alle besondern Staatseinrichtungen, Gesetze und Verfassungen der einzelnen Staaten von diesem allein ausgehen müßten; denn Nationen, Reiche und Staaten haben Eigenthümlichkeiten, welche durch ganz verschiedene Gesetze geordnet werden müssen.“ Daß sein Kaiserthum kein türkisches oder russisches sein soll, liegt schon in dem Sage, daß der Fürst um des Volkes, nicht das Volk um des Fürsten willen da sei (*non enim gens propter regem, sed e converso rex est propter gentem*): womit der Satz in genauer Verbindung steht, daß, wenn die Gesetze nicht den Vortheil derer zum Zweck haben, die ihnen gehorchen sollen, sie den Namen Gesetze nicht verdienen.

Die poetische und theologisch-philosophische Wirksamkeit Dante's knüpft sich ganz an die Geschichte seines Übergangs von reiner sinnlichen Liebe zur himmlischen oder des Übergangs vom Entzücken am Bilde der Gottheit im menschlichen Antlitz zum reinsten inneren Schauen des göttlichen Wesens. Dies ist für unsere Zeit hart und schwer, und wird ganzen Menschenklassen lächerlich oder bis zur Verrücktheit ungereimt scheinen; zu Dante's Zeit war das anders. Wer die Philosophie der Schule von Sct. Victor, die Theosophie des tiefen Denkers Bonaventura kennt, sowie die unvergleichlichen Gedichte eines Guido Guinicelli, Guido Cavalcanti und Petrarca nebst den Mustern aus allen romanischen Dialekten, denen diese folgten, wird ganz anders urtheilen. Allegorie und Mystik, Symbolik und Contemplation waren zu Dante's Zeit schon wegen der Kirchen-Ceremonien, Feste, geistlichen Gesänge den gebildeten Italiänern nicht fremd. Wenn er mit unerreichbarer Kunst, durch ein poetisches Spiel mit der Geschichte des alten und neuen Testaments, mit der Geschichte des Alterthums und seiner Zeit, mit der Religionsphilosophie, mit Lust und Nebel und endlich sogar bloß mit reinem Licht und mit farbigem im Paradiese, das stufenweise Fortschreiten vom Schauen des Menschlichen im Göttlichen zur Auflösung alles menschlichen Schauens im reinen Gottschauen darstellt, so fühlt er selbst, daß unter Tausenden nur sehr wenige ihm zu folgen im Stande sein werden. Er ruft daher gleich in den fünfzehn ersten Versen des zweiten Gesanges des Paradieses allen nicht eingeweihten Lesern zu:

„O ihr, die ihr in kleinem Rahne, begierig zu horchen, meinem Schiffe gefolgt seid, welches mich den Sängern durchs Meer trägt, kehrt um, euer Gestade wieder zu schauen, wagt euch nicht in die Meerfluth; denn, wenn ihr mich aus den Augen verlöret, ihr fändet nimmer den Weg mehr. Die Gewässer, die ich zu durchfahren im Begriff bin, wurden niemals befahren. Die Weisheit des allmächtigen Vaters haucht in mein Segel (*Minerva spira*), die Kraft seines göttlichen Sohnes lenket mein Steuer (*conducemi Apollo*), ihr heiliger Geist (*nuove muse*), nicht des Heidenthums Muse, ist mein Pilot, und zeigt mir die Sterne am Pole des ewigen Lebens (*mi dimostrar l'orco*). Ihr wenigen Anderen, die ihr früh nach dem Brode der Engel verlangt, von dem man sich nährt, ohne daß man seiner je satt wird, ihr dürft euch dreist wagen durch die furchtbare Salzfluth; doch gebt wohl Acht auf die Furchen, die mein Schiff im Meere macht, ehe es wiederum gleich wird.“

Durch die *Vita nuova* und die *Divina Comedia* geht eine und dieselbe Idee. Beide hängen nämlich durch den Gedanken zusammen, daß reine Liebe das sinnliche Wesen des Menschen verebelt, und daß die Erkenntniß der Vergänglichkeit sinnlicher Wonnen zu Gott führt. Übrigens besteht die *Vita nuova* blos aus einer Reihe lyrischer Poesieen, die *Divina Comedia* ist ein zusammenhängendes erzählendes Gedicht in drei Theilen, welche zusammen gerade hundert Gesänge enthalten, von denen jeder etwa hundertundvierzig Verse hat. Die Liebe zur *Beatrice*, des *Fulco Portinari* Tochter, die er als Kind sieht und liebt, die er dann aus den Augen verliert, gibt ihm in der *Vita nuova* Gelegenheit, von seiner Genesung von sinnlicher Liebe zu singen. Er erfährt nämlich die Krankheit der Geliebten, glaubt sie todt, erfährt ihre Genesung; dennoch wird sie aber im achtzehnten Jahre hingerafft, das gibt ihm Gelegenheit, seine innere Geschichte zu besingen. Alles Erwähnte könnte übrigens eben so gut eine poetische Fiction, als eine Geschichte sein; es wird aber durch die Art, wie Dante die Sache mit seinem inneren und äußeren Leben in Verbindung gebracht hat, allerdings zu einer Realität. Die Sonnetts und Canzonen, welche die *Vita nuova* bilden (denn die Prosa, die als Erklärung eingeschoben wird, ist nicht allein langweilig, sondern auch überflüssig, weil die Verse deutlicher sind als die Prosa), schildern den Übergang der Empfindungen des Dichters von Leidenschaft zu betrachtender Ruhe. Diese lyrischen Gedichte der *Vita nuova* welche zuerst einzeln ver-

breitet wurden und in Italien von Mund zu Mund gingen, verschafften ihrem Dichter den höchsten Ruhm vor allen seinen Zeitgenossen. Ein einziges derselben allein (*voi ch' avete l'intelletto d'amore*) zeigte ihn auf einer so unerreichbaren Höhe, daß aller Reiz schweigen mußte. Dante hieß plötzlich unter einem geistig-belebten Volke der größte Mann seiner Zeit. Er führt uns in diesen lyrischen Ergüssen wahrer und kräftiger Empfindung zuerst durch alle Grade der Wirkung reiner sinnlicher Liebe, durch alle Abwechslung von Furcht und Hoffnung, über alle Stufen des Schmerzes langer Trennung und der Unmöglichkeit des Besitzes des geliebten Gegenstandes; dann haucht er bei der voreiligen Nachricht vom Tode der Beatrix noch einmal tiefen Schmerz aus, bereitet aber die, welche seinem Gesange hórchen, auf einen Trost vor, der ihm vom Himmel kommt. Er schaut im inneren Gesichte der Engel Chor, und als seine Geliebte wirklich stirbt, ist seine Liebe des sterblichen Mädchens im Schmerz, den er ausgehaucht hat, zur Liebe der Seele, nicht des Leibes geworden; er sieht also bei ihrem Scheiden vom Leibe nur den verklärten Engel mehr in ihr.

Durch schwere Genesung von Leidenschaft hat er die Feuer- taufe des Geistes erhalten; seine *Divina Comedia* soll durch Erzählung lehren, wie er Gegenwart und Vergangenheit, wie er, gesund geworden an der Seele, sein eigenes Leben und das seiner Freunde, wie er Kunst, Wissenschaft und Poesie, wie er Guelfen und Ghibellinen, Schwarze und Weiße, betrachtet, verglichen und im Verhältniß zum ewigen moralischen Princip aller Dinge. In der Hölle und am Berge der Sühne (denn das Wort Fegeseuer paßt nicht) zeigen sich ihm alle Erscheinungen blos in Beziehung auf das äußere Dasein oder im Verhältniß zu der Regentenweisheit, die er im Virgil personificirt, also zu dem Recht und zu der Ordnung und zu dem Gesetz, welches er im Buche von der Monarchie vom Kaiser herleitet. Im Paradiese zeigen sich alle Erscheinungen des Himmels und der Erde, durch welche er uns führt, im Verhältniß zum göttlichen Schauen oder zu jener fortschreitenden Ausbildung der Seele, durch welche der endliche Geist mit der unendlichen Wesenheit der Dinge vereinigt wird. Seine verklärte Beatrix, das Symbol göttlicher Liebe, ewiger Gnade und wahrer Gotteserkenntniß, führt ihn daher von einer himmlischen Sphäre

zur anderen in die Gegenwart Gottes, wo kein Kreisen der Sphären mehr ist. Weil diese Poesie ohne eine sinnliche Darstellung zur nackten Theosophie geworden sein würde, hat er seine Reise durch eine Welt der Ideen so versinnlicht, daß der, welcher bloß Poesie sucht, nur Gestalten, Geschichten, Bilder sieht, der denkende Geist aber weder an der christlichen Mythologie, noch an der Menschengestalt des Göttlichen Anstoß nehmen kann. Jeder, der tiefer schaut, wird leicht durch den Schleier sehen; wer aber im Volksglauben beharrt, der kann ohne Nachtheil Alles nehmen, wie es dasteht, weil der Dichter fast eben so stark als Luther gegen die Art von Christenthum eifert, welche von Rom und von den Mönchen gelehrt ward. Da die Welt und alle ihre Erscheinungen in der *Divina Comedia* beschrieben und beurtheilt werden, und da die durchgeführte Allegorie nur leise angedeutet wird, so hat man den höheren Sinn oft ganz abgeläugnet, und die ganz offenbar allegorischen Figuren entweder auf den Streit der Guelfen und Ghibellinen oder auf Politik und auf Entartung der römischen Kirche bezogen, oder auch auf die Zeitgeschichte gedeutet. Das beweist am besten, wie sehr sich Dante von Spielerei frei gehalten, und wie sehr er sich gehütet hat, die Poesie unter der Allegorie zu ersticken. Es wäre zu wünschen, daß seine Commentatoren ebenso behutsam gewesen wären, als er selbst.

Den ganzen Inhalt und den Zweck der drei Theile seines großen Gedichtes läßt er selbst im ersten Gesange der Hölle durch Virgil angeben, wenn dieser zu ihm sagt:

Zu deinem Heile denk' und beschließ' ich, daß du mit mir gehen sollst, und ich will leitend dich führen durch die ewigen Lande, wo vernehmen du wirst der Verzweifelten Wehschrei, schauen die Seelen von denen, die vor dir gelebet in Jammer, so daß eine jede nach dem Tode des Leibes sich den Seelentod wünschet. Dann wirst du schauen auch die, welche zufrieden sind im Reinigungsfeuer, weil sie hoffen zu gelangen, wie spät es auch immer sein mag, zu der Seligen Kreisen. Willst du zu diesen hinaufgehen, so führt dich eine Seele, die dieses Geschäftes würdiger als ich ist. Sie verharret bei dir, wenn ich von dir scheide; denn der oberste Herrscher will nicht, daß man durch mich, der ich seine Gesetze nie kannte, zu seinem Sitze gelange. Überall ist er allmächtiger Herrscher, ein milder König nur dorten. Dort sind die Seinen um ihn vereinigt (*sua città*), dort ist sein erhabener Wohnsitz! O selig der, den er dorthin zu gelangen erkoren!

Weil Dante in der Hölle, wie er sich von Virgil sagen läßt, das Unglück des Abfalls von Gott dadurch kennen lernen soll, daß er die Rückseite aller menschlichen Größe und alles selbstfüchtigen Treibens der Welt nicht bloß durch Worte lernt, sondern in der That anschaut, so vereinigt er im Raume eines sinnlichen unterirdischen Reichs alles, was Mythologie, Geschichte und seine eigene Erfahrung ihn von menschlicher Abweichung vom Moralgesetz gelehrt haben. Er schafft daher eine unterirdische Welt voll solcher Menschen, welche nie den Gedanken eines durch Mühe und Kampf zu erringenden reinen geistigen Daseins gefaßt haben, und vertheilt alle diese in Kreise, deren Entfernung von einander den Unterschied der verschiedenen Arten von Sünden sinnlich macht. Diese Kreise sind, wie er selbst im elften Gesang lehrt, nichts Anderes, als eine Versinnlichung von Aristoteles Moralsystem (Ethik) über menschliche Abweichung von der göttlichen Ordnung. Diese Abweichung beginnt mit dem bloßen Hingeben an rohe Sinnlichkeit, und endigt mit absichtlicher Bosheit, mit Frevel gegen Gott, gegen Vaterland und gegen Wohltäter. Die Entfernung der Sünden gleicher Gattung wird durch die Distanz concentrischer, aber immer tiefer herabgehender Kreise bezeichnet; ganze Gattungen der Sünden sind anders geschieden, um den Abstand der Gattungen zu bezeichnen. Es trennt daher die Plutonische Stadt der Himmelsstürmenden Sumpf, Graben, Mauer, Thore, Schrecken der Medusa und der Furien vom Straforte derer, welche den Lüsten des Fleisches fröhnend die Vernunft der Sinnlichkeit (*al talento*) geopfert haben. Eine unabsehbare Felsflucht, die man auf dem gräßlichen Hippogryphen der Unterwelt, dem symbolischen Ungeheuer des Betrugs, durchfliegen muß, trennt die, welche die Vernunft vorsätzlich mißbraucht haben, von denen, die aus Vermessenheit sündigten. In den untersten Raum werden nachher Virgil und Dante durch einen der Riesen hingesezt, die einst den Olympus stürmten und mit den Göttern kämpften. Eine andere symbolische Scheidung der Höllenräume machen die Ströme der Unterwelt, um bildlich anzudeuten, wie so ganz verschieden die stillen Qualen des Gewissens beim erwachenden Bewußtsein, daß man den Zweck des menschlichen Daseins verfehlt habe, die Seele zerreißen. Die, welche die höhere Bestimmung des Menschen

ohne ihre Schuld nie kennen gelernt hatten, trennt von den eigentlichen Sündern der Strom, welchen die Alten den Freudeleeren (Acheron) nannten. Die Burg derer, die auf ihren eigenen Verstand trogten und moralische Lehre verachteten, umgibt der Strom des Hasses und der Scheu, vor dessen Namen auch die Götter erbeben (Styr). Die Frevler weiter unten, welche Gewalt übten, statt ritterlich das Recht zu schützen, quält der glühende Höllestrom (Phlegethon), der Gleiches mit Gleichem, nämlich das gewaltsam Verkehrte mit der ewig ungestillten Glut brennender Begierden vergift. In den unteren Raum rinnt tröpfelnd hinab mit dumpfem Geräusch des Cocytus Strom, in dessen Eise die Menschheit erstarret. In diesem Eise findet der Dichter ganz unten neben dem Engel, den sein Egoismus des Himmels beraubt hat, die Verräther des Vaterlandes, unter ihnen einen Carlino, der Piano den Pisanern verrieth, und Bocca degli Abbati, welcher schuld an der Niederlage der Weißen um 1304 war. Das Symbol egoistischen Frevels, Lucifer, welcher den göttlichen Verstand zum Frevel gegen Gott misbrauchte, bildet den untersten Punkt der Hölle, und an ihm herauf geht der Weg der Buße, weil sein und seiner Umgebungen Anblick tiefe Reue hervorruft.

Der zweite Theil des großen Gedichts ist erfreulicher, der Natur der Sache nach aber weniger äußerlich, weniger sinnlich und schwieriger für alle diejenigen, welche keiner Gnade, keiner Erleuchtung, keiner ihnen unerklärlichen Hülfe von oben zu bedürfen glauben, um rein zu werden von den Leidenschaften und Verkehrtheiten, welche die Civilisation unfehlbar mit sich führt, oder von der Thierheit, die das Herabsinken von der moralischen Würde mit sich bringt. Rousseau sucht den Urmenschen im Wilden und Barbaren, Dante zeigt, daß Rohheit den Menschen seiner Würde beraubt und ihn zum Thier macht. Die Seele zu einer ursprünglichen Freiheit, welche jenseit aller Erfahrung liegt, zurückzuführen, ist also das Ziel dessen, der die Folgen jeglicher Entartung erkannt hat; der Berg, auf dessen oberer Höhe der idealische Mensch im irdischen Paradiese wohnt, muß also genau der Grube entsprechen, deren unterste Mitte der Teufel bei seinem Sturze vom Himmel durchbohrt hat. Die verschiedenen Terrassen des Bergs ernstlicher Reue sind nach derselben Aristotelischen Moral geordnet, der

die großen Abtheilungen und kleineren Kreise der Hölle entsprechen. Die Geschichten des alten und neuen Testaments, die Mythologie, die Zeitgeschichte oder auch die Profangeschichte überhaupt geben auf den einzelnen Terrassen gewöhnlich hintereinander dreierlei Reihen von Figuren, welche die Lehre Virgil's in Anschauung verwandeln, und durch Handlungen zeigen, daß die menschliche Seele nur mühsam kämpfend und arbeitend jede einzelne verkehrte Neigung zu besiegen im Stande ist, daß Leiden bessert. Auch die Terrassen des Bergs büßender Reue und aufrichtiger Umkehr sind, wie die Gruben der Hölle, in drei größere Räume getheilt. Diese Räume sind die Terrassen vom Fuße des Bergs, den der Reinigungs-See umspült, in welchem der Demuth Vinse wächst, und den der Held der Freiheit und der Tugend (Cato) überwacht, bis an den Raum, den eine Mauer umschließt und ein Engel mit flammendem Schwerte bewacht. Dieser zweite Raum hat sieben Terrassen, der dritte Raum umfaßt den Vorraum des irdischen, vom Himmlischen wohl zu unterscheidenden Paradieses, und dieser Sitz des Ideals der reinen Menschheit bildet die oberste Höhe. Die Scenen auf den sieben Terrassen dienen, die Seele zu mahnen, die sieben Hauptfehler der Menschheit, welche die Kirche sieben Todsünden nennt, abzulegen; dies wird angedeutet durch die sieben P, welche der Engel als Symbol der Kirchengewalt mit dem Flammenschwerte dem Dichter an die Stirn schreibt und die Asche, das Symbol der Trauer über die Sünde, wegtilgt. Das Verschwinden der einzelnen P auf den einzelnen Terrassen macht daher, daß sich der Dichter jedes Mal unendlich viel leichter fühlt. Der Raum, den der Engel bewacht, ist wie unten die Città de Dite, mit Mauern umgeben und mit einem Thore verschlossen, welches nur die himmlische Gnade eröffnet, deren Symbol seine Beatrix ist. Als Virgil und Dante dem Thore sich nahen, ruft der Engel, der es mit flammendem Schwerte bewacht, ihnen zu:

„Sagt mir, was ihr wollt“, aus der Ferne begann er zu reden, „wo ist euer Geleitsman? Schaut euch vor, daß das Hinaufgehen nicht euch Verderben bringe!“ — „Ein himmlisches Weib, dieser Dinge gewahr-sam,“ erwidert mein Meister. Er ließ ihn nicht seine Rede vollenden, sondern rief uns zu: „Geht dorthin, da ist das Thor, möge dieses Weib eure Schritte leiten zum Heile!“ Und weiter sprach der freundliche Thorwart: „Kommt herauf nun herüber über unsere Stufen!“

Diese Stufen bezeichnen den kirchlichen Begriff von kirchlichen Mitteln der Besserung; demüthige Erkenntniß und Bekenntniß, bittere Reue und harte Genugthuung, wo diese sind, da vergibt nicht der Priester, sondern Gott die Sünde, der Priester gibt nur Beruhigung durch die Erklärung, die er im Namen der Kirche gibt, daß genug geschehen sei. Die Schwelle des Thors ist der Diamant, auf welchem Christus die wahre Kirche gegründet hat, die durch Demuth und Leiden, durch edles Streben und Rechtthandeln, nicht durch Ceremonie und mechanisches Mönchsgebet zu Gott führt. Die Stelle lautet:

Wir gingen hinauf, und die erste der Stufen war weißer Marmor, so polirt und geglättet, daß ich in ihr mich spiegelte ganz so, wie ich mich zeige. Die zweite der Stufen war dunkel gefärbt, schwarz-dunkel, von rauhem und sprödem Gestein, geborsten der Läng' und der Quers nach. Die dritte, die mächtig darauf lag, schien mir flammender Porphyr, gleich dem Blute, das aus der Ader hervorspritzt. Auf dieser ruhten beide Sohlen des Engels der Gottheit, welcher auf der Schwelle des Thores saß, und diese schien mir Demantstein.

Von Sünden entlastet gelangt der Dichter im siebenundzwanzigsten Gesange in die Nähe des irdischen Paradieses, wo ihm der Sinn für himmlische Seligkeit durch geistige Weihe, durch Einsicht in den Sinn kirchlicher Symbole, durch Unterscheidung der himmlischen und irdischen Kirche, durch Erkenntniß der Entartung einer Kirche, wie die des Papstes Bonifacius und Philipp's des Schönen war, und durch das Trinken aus dem Quell der Vergessenheit des Irdischen, d. h. aus dem Lethe, und aus dem entgegengesetzten Quell des edelsten Strebens, d. h. aus der Eunoë, soll aufgethan werden. In Beziehung auf die mit aller Pracht der Poesie, allem Glanz der Symbolik des Cultus aus der Tiefe christlicher Speculation dem Dichter durch alle Weihen der Religion zu ertheilende Aufklärung über scheinbares und wahres Glück des Menschen wird ihm im siebenundzwanzigsten Gesange des Purgatoriums verkündigt, daß er in den folgenden sechs Gesängen alles erfahren und sehen solle, was ihn fähig machen könne, nachher durch Beatrix im Paradiese zum Gottschauen zu gelangen. Zuerst heißt es im hundertfünfundzwanzigsten Verse: „Der Seligkeit liebliche Frucht, welche der Sterblichen Sorge an so mancherlei Bäumen suchend umhertreibt, wird heute dir stillen all dein Verlangen“. Dann sagt (Vers 128) Virgil:

„Jetzt hast du, o mein Sohn, geschaut der Zeitlichkeit verderbendes Feuer und des Ewigen rettende Flamme; du bist gelangt zu dem Orte, wo ich durch meine menschliche Leitung dich nicht weiter aufwärts zu führen im Stande bin. Bis hierher hab' ich dich geleitet mit der Menschen Einsicht und mit dem, was ihr herrschender Geist zu erfinden im Stande war; fortan folge du sicher dem leitenden Führer, der in dir selbst ist; heraus bist du aus der Enge des Weges, heraus aus der Steile. Schau dorten die Sonne, deren erster Strahl deine Stirn trifft. Schau hier die grünenden Kräuter, die Blümlein, die Sträucher, die ohne Säen und Pflanzen diese Erde der Urwelt hervortreibt. Hier darfst du ruhend jetzt sitzen, bis die schönen Augen sich zeigen, deren Thränen zu deiner Leitung mich trieben, oder darfst auch hier wandeln, dich der Blüten erfreuend. Erwarte nicht mehr, daß ich mit Worten dich mahne oder mit Winken dich leite. Frei, recht, gesund ist nunmehr dein eigener Wille; Sünde wär' es, wenn du ihm nicht folgest. Drum kröne und kränze ich dich zum Gebieter über dich selber.“

Zum Paradiese hinauf führt ihn dann seine Beatrix, das Symbol göttlicher Liebe, ewiger Gnade und der Gotteserkenntniß, die keine menschliche Weisheit erreicht. Der Dichter führt, spielend mit Lehre, mit Lust, mit Licht, mit Farben und Feuer, die Seele zur Ahnung von einer Weisheit, welche der Menschheit nur im Ahnen und Dichten, nicht im Denken und Schauen zu Theil wird, der sie daher nur in der Ferne naht. Die sieben Planeten, die man damals allein kannte, geben ihm sieben feste Sphären, der Fixsternhimmel die achte hoch über der Alles bewegenden Sphäre, und dem Feuerhimmel erst wird anschaulich, was auf Erden Ahnung war. Alle Sphären werden mit Gestalten belebt, mit Handlung und Bewegung erfüllt, die tiefste Contemplation, die schärfste und dunkelste Speculation wird Anschauung, der Gottheit Wesen wird empfunden. Das Schwerste dabei war, nicht ganz mystisch oder ganz sinnlich zu werden. Was das Letztere angeht, so hat Dante vom Göttlichen und Himmlischen gesungen, ohne wie Milton, Klopstock und andere christliche Dichter Gott auf ärgerliche Weise zum Menschen zu machen. Es ist ihm gelungen, das Menschliche und Irdische im Göttlichen und Himmlischen aufzulösen, ohne das Göttliche zum Menschlichen herabzuziehen. Wie wenig er Menschliches und Göttliches verwechselt, beweist er im elften Gesange des Purgatoriums durch die Art, wie er die Anfangs-

worte des Vaterunsers und die erste Bitte poetisch umschreibt, wenn er singt :

Unser Vater, dem in den Himmeln eine Wohnung wir geben, nicht weil dich ihre Räume beschränken, sondern weil du die oberen Sphären, die zuerst du geschaffen, mit mehr Liebe erfüllt hast! Geheiligt werde dein Name von jedem Wesen, das du erschuffst; denn jeglicher Danksgiving werth ist ja dein Hauch, der uns beseligt.

Auf der Reise durch die Sphären, wo der Dichter stufenweise erhöhte Seligkeit empfindet, im reinen Wissen und Erkennen, im Lernen und im dichterischen Ahnen, weiter hin in den ihm von Johannes, von Petrus und Jakobus mitten im finsternen Mittelalter ertheilten Aufschlüssen über das reine Evangelium und über die Gründe, auf denen es beruht, endlich im Schauen der Heiligen, an deren Gemeinschaft wir Alle hoffend glauben, und ganz zuletzt im Schauen der Gottheit können wir dem Dichter nicht folgen, weil wir fürchten müßten, daß unsere Leser nicht im Stande sein möchten, dem Fluge der Beatrix zu folgen. Das hat der Dichter selbst gefühlt und in den oben von uns angeführten Versen des Paradiso ausgesprochen. Er sagt es aber auch gleich in den ersten Versen des ersten Gesangs, und fügt den Grund bei, warum auch er nicht einmal aussprechen könne, was er empfunden habe :

Weil die Seele, wenn sie dem Ersehnten ganz nah kommt, mit allen ihren Vermögen so einsinkt, daß das Erinnerungsvermögen gänzlich verwischt wird, so kann wahrhaftig nur soviel, als ich vom heiligen Reiche in meiner Seele zu fassen im Stande war, fortan der Stoff meines Gesangs sein.

Er spricht es wiederholt aus, daß seine Freude am Wissen und Erkennen, am Schauen des Ewigen im Endlichen, des Über-sinnlichen im Sinnlichen für ihn den Schauenden trotz der Leiden der Verbannung Vorgeschnack ewiger Seligkeit gewesen sei. In dieser Beziehung läßt er sich im fünften Gesange von den in der Sphäre Merkur's vereinigten Seelen zurufen :

„O wie bist du zum seligen Leben geboren, da dir die Gnade gewährt war, der siegenden Kirche Triumphzug zu schauen, ehe du noch von der dienenden getrennt bist!“

Licht, Farben und Töne werden viel von ihm gebraucht, weil sie dem Unkörperlichen verwandt sind, er deutet daher auch im einundzwanzigsten Gesange sehr passend die erreichte Höhe dadurch

an, daß sein sterbliches Auge den erhöhten Reiz des Lächelns der Beatrice nicht mehr sieht, und daß sein sterbliches Ohr die gesteigerte Musik der Sphären nicht mehr hört. Er erhält auf die Frage, warum hier die Sphären-Musik verstummt sei, die Antwort:

„Dein Ohr ist sterblich gleich deinem Auge, darum hörst du auf gleiche Weise hier der Sphären Gesang nicht, wie du der Beatrice Lächeln nicht schauest.“

Im folgenden Gesange spricht er unter dem Symbol seines Herabschauens aus dem Firstern-Himmel auf die Erde das Gefühl der Seele aus, wenn sie sich ihrer göttlichen Natur ganz bewußt wird. Es heißt:

Mit meinem Blick über sah ich alle sieben Sphären, und erblickte auch diese unsere Kugel. Wie war sie so klein! Ich lächelste, weil sie mir so gering schien.

Vom siebenundzwanzigsten Gesange an beginnt die höchste und reinsten Mystik; doch erhält der Dichter zuerst in dieser Höhe die himmlischen Weihen, wie er auf der Höhe des Reinigungsbergs im irdischen Paradiese die irdischen erhalten hatte. Es heißt:

„Ehre und Preis in der Höhe sei dem Vater, dem Sohne, dem heiligen Geiste!“ begannen des Paradieses gesammte Bewohner so lieblich zu singen, daß ich vom süßen Gesange berauscht ward. Das, was ich sah, schien mir ein Lächeln des Weltalls, Trunkenheit drang mir durchs Auge und durchs Ohr in die Seele. O Freude, o unaussprechliches Frohsinn! O Leben ganz erfüllet mit Frieden und Liebe! O ohne weitere Wünsche fest beschender Reichthum!

Dante's lyrische Gedichte (*rimo*) athmen denselben Geist, wie sein Hauptwerk. Die neun Gedichte, die er in seinem sonderbaren Buche Gastmahl (*Convito*) genannt pedantisch, dunkel und verworren weitschweifig erklärt hat, würden jedem Andern, auch wenn er nichts Anderes gedichtet hätte, die Unsterblichkeit gesichert haben; man muß sie aber vom prosaischen Text trennen, denn dieser ist ganz ungenießbar.